

aviso – Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern 2_2016

Fremde in der Fremde

DIE KAUKASIERIN NORA GOMRINGER MIT ANDREAS HERZAU AUF DRACHENFLUG // ANDREAS UNGER IM KONTAKT MIT DEM INNEREN PEGIDEN // SABINE RINBERGER UNTERWEGS MIT FREMDENFÜHRER KARL VALENTIN // HERMANN UNTERSTÖGER AUF REISEN DURCH SPRACHLANDSCHAFTEN // MARITA KRAUSS ZUR ANGST VOR MIGRANTEN // NADJA OFUATEY-ALAZARD ÜBER RASSISMUS IN SPRACHE // WALTER GRASSKAMP ÜBER EIN EUROPA DER KUNST

aviso

2|2016



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

DIE KAUKASIERIN **NORA GOMRINGER** MIT **ANDREAS HERZAU** AUF DRACHENFLUG // **ANDREAS UNGER** IM KONTAKT MIT DEM INNEREN PEGIDEN // **SABINE RINBERGER** UNTERWEGS MIT FREMDENFÜHRER KARL VALENTIN // **HERMANN UNTERSTÖGER** AUF REISEN DURCH SPRACHLANDSCHAFTEN // **MARITA KRAUSS** ZUR ANGST VOR MIGRANTEN // **NADJA OFUATEY-ALAZARD** ÜBER RASSISMUS IN SPRACHE // **WALTER GRASSKAMP** ÜBER EIN EUROPA DER KUNST



FREMDE, IN DER FREMDE

2 Inhalt

3 Editorial

4 Worauf ich mich freue

5 Aus meinem Skizzenbuch

Dieter Hanitzsch porträtiert Klaus von Gaffron, den Vorsitzenden des Berufsverbands Bildender Künstler, in van Gogh-gelbem Hut.

6 avisiert

8 Bayerns verborgene Schätze

EIN KOSTBARES STÜCK MÜNCHNER
MEDIZINGESCHICHTE

10 COLLOQUIUM

FREMDE, IN DER FREMDE

10 BE-FREMDE(L)N

Erfahrungen mit des Menschen Drachen und mit den Bamberger Symphonikern in China und anderswo von Nora Gomringer mit Fotos von Andreas Herzau.

16 DER PEGIDE IN MIR

Einen befremdlichen Zeitgenossen traf Andreas Unger.

18 MAN MUSS NUR UNTER DIE MENSCHEN GEHEN, UM FREMDE UNTER FREMDEN ZU FINDEN

Damit ist das Wesentliche zum Thema schon gesagt, und zwar von Karl Valentin.
Sabine Rinberger

22 BEFREMDEN

Lupenblick und weiter Horizont: Weitgespannt und lustvoll sind wie immer Hermann Unterstögers Reisen durch die Sprachgefülle. Hermann Unterstöger

24 DIE ANGST ALS WEGBEGLEITER

taucht unweigerlich auf, wo geflohen und vertrieben wird. Den notwendigen Bogen über die Zeitläufte schlägt Marita Krauss.

28 DIE SPRACHE ZUR REDE STELLEN

vor allem die eigene, das täte oft not, denn: Was wir über wen sagen und wann, macht den manchmal gar nicht feinen Unterschied. Nadja Ofuatey-Alazard

32 EUROPA VOR EUROPA

Die Kunst des 19. Jahrhunderts setzte sich über die Nationalismen hinweg. Daran erinnert Walter Grasskamp.

36 AVISO EINKEHR

DAS WIRTSHAUS »ZUM GUTMANN«

in Eichstätt, eines der letzten Jurahäuser, empfohlen von Peter Leuschner.

38 WERKSTATT

VON JUDEN, NEGERN UND ÜBERSETZERN

Wie Literaturvermittler höchsten Ranges auf dem schmalen Grat zwischen Texttreue und kultureller Höflichkeit balancieren, schildert Axel Monte.

44 RESULTATE

EIN PARADIES IM KAVKASUS ODER XENOPHON HAT DOCH RECHT

Erkenntnisse aus einer Dekade der Ausgrabungen der Museen am Königsplatz von Florian Knauß.

50 POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM

51 PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE

EDITORIAL

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

Fremdsein gehört zur *Conditio Humana*, ist uns allen vertraut. Plötzlich fühlen wir uns nicht zugehörig, ungeschützt, verletzlich. Hält der Zustand länger an, so werden wir damit konfrontiert, wie angewiesen auf die anderen wir eigentlich sind. Es täte gut, sich in diesen Tagen an solche Gefühlslagen zu erinnern: Ohne Empathie kommen wir schwer weiter, wenn Angst und Wut immer mehr um sich greifen, Meinungen, Entscheidungen, Handlungen bestimmen. Ein Riss entsteht in unserer Zivilgesellschaft: Auf der einen Seite steht die Angst vor „den anderen“, die „nicht von uns“ sind, die „nicht zu uns gehören“ sollen. Im Grunde verbirgt sich dahinter vielleicht die Angst davor, die eigene Welt vor lauter Veränderung nicht mehr wiederzuerkennen. Auf der anderen Seite steht die Angst vor dem Rechtsruck, vor einem wie auch immer gearteten Rückfall in die schlimmste Zeit, die Deutschland je erlebt hat. Erschreckend ist, was an Menschenverachtung, Rassismus, Hassiraden

derzeit besonders im Netz verbreitet wird. Wie diejenigen erreichen, die sich in solchen Denkmustern verfangen haben? Unverzichtbar bleibt der Dialog, und wir sollten nicht vergessen, dass Auseinandersetzung zum Wesen der Demokratie gehört. Grundwerte müssen dabei verteidigt werden. Die Menschenwürde bleibt unantastbar, es gilt immer wieder, das Humanum, das uns verbindet, zu erkennen. Wenn man sich von dieser Warte aus auf Begegnung einlässt, kann Fremdes vertraut werden. Dann können wir uns durch das Fremde faszinieren, inspirieren und bereichern lassen. Aber diese Erfahrung ist ohne Eigenleistung nicht zu haben. Eine Eigenleistung, die uns fordert, die sich lohnt.

Dr. Ludwig Spaenle
Bayerischer Staatsminister
für Bildung und Kultus,
Wissenschaft und Kunst

Worauf ich mich freue: Das Rückert-Jahr 2016 in Franken

Text: Sebastian Remelé

»Weltpoesie allein ist Weltversöhnung« – Friedrich Rückert war überzeugt: Menschen können einander nur verstehen, wenn sie sich mit „fremder“ Literatur und Kultur auseinandersetzen. Den polyglotten Gelehrten, scharfen Zeitkritiker und einfühlsamen Dichter aus Franken faszinierte besonders der Orient. Er übersetzte den Koran und das persische Nationalepos ›Schahname‹. Es gibt kaum ein kulturell konstituierendes Werk der europäischen oder der orientalischen Literatur, das Rückert nicht zumindest in umfänglichen Auszügen kongenial ins Deutsche übertragen hätte. Letztlich sollte er aus 44 Sprachen mit 17 Schriftsystemen

übersetzen. In seinen eigenen Gedichten feierte Rückert die romantische Liebe, besang den Kampf um politische Freiheit und verurteilte die Folgen der beginnenden Industrialisierung: Armut und Umweltzerstörung. Vor 150 Jahren starb der Zeitgenosse Johann Wolfgang von Goethes und Freund Alexander von Humboldts. Zwar wollte der ‚Weltpoet‘ Rückert den Deutschen den Zugang zu möglichst vielen Kulturkreisen erschließen, damit sein Motto „Weltpoesie allein ist Weltversöhnung“ wahr werde. Sein Leben verbrachte er jedoch fast ausschließlich in Franken, genauer gesagt verbrachte er seine Kindheit in Schweinfurt und Oberlauringen, seine Jugend in Rügheim, Seßlach, Ebern, Rentweinsdorf, Bad Rodach und auf der Bettenburg bei Hofheim i. Ufr. Er studierte in Würzburg, heiratete in Coburg, lehrte als Professor in Erlangen und unternahm Wanderungen in die Fränkische Schweiz und das Fichtelgebirge. Ein Grund zur Freude ist schon, dass sich anlässlich des Rückert-Jahres 2016 nahezu alle der genannten unter-, mittel- und oberfränkischen Gemeinden zusammengeschlossen haben, um ‚ihren‘ Rückert und seine Zeit ein ganzes Jahr lang mit einem vielfältigen Programm zu feiern.

Den Kern des Rückert-Jahres 2016 wird die Literatúrausstellung „Der Weltpoet: Friedrich Rückert (1788-1866) – Dichter, Orientalist, Zeitkritiker“ in der Kunsthalle Schweinfurt bilden. Sie ist die für den Zeitraum vom 8. April bis 10. Juli 2016 angesetzt. Anschließend wird die Ausstellung noch in den beiden anderen bayerischen Rückert-Städten Erlangen (24. Juli bis 13. November 2016) und Coburg (14. Januar bis 17. April 2017) gezeigt. Viele Originalobjekte aus dem Nachlass, Inszenierungen und Klanginstallationen laden ein, Leben, Werk und Zeit Friedrich Rückerts zu entdecken. Anhand von Manuskripten, Büchern, Bildern und Lebenszeugnissen wird neben seinem dichterischen Schaffen natürlich auch sein wissenschaftliches Wirken an den Universitäten Erlangen und Berlin dargestellt. Auch gilt es, sowohl die Bedeutung zu seiner Zeit als auch die Rezeptionsgeschichte bis auf den heutigen Tag entsprechend herauszustellen.

Derzeit sind an die 100 Veranstaltungen und Events in Planung. Allein für Schweinfurt sind mindestens 5 Konzerte von der Biedermeier-Musik bis zu zeitgenössischen Vertonungen aus der U- und E-Musik, an die 20 Lesungen, z. T. zweisprachig, u. a. auch eine szenische Rückert-Lesung von Nora Gomringer, Vorträge, 4 ergänzende Ausstellungen, literarische Spaziergänge, ein Poetry Slam,

ein Mail-Art-Projekt der Offenen Behinderten-Arbeit und ein internationales literaturwissenschaftliches Symposium unter dem Motto „Weltpoesie allein ist Weltversöhnung“ – Friedrich Rückert und der Orientalismus im Europa des 19. Jahrhunderts vom 22. bis 25. September 2016 vorgesehen. Ein furioser Rückert-Reigen, der uns einen der ganz großen Dichter aus Franken nahebringen wird.

Sebastian Remelé ist Oberbürgermeister von Schweinfurt.



Aus meinem Skizzenbuch

Karikatur: Dieter Hanitzsch

Dieter Hanitzsch **AUS MEINEM SKIZZENBUCH**
KLAUS VON GAFFRON
 1. VORSITZENDER DES BERUFSVERBANDES BILDENDER
 KÜNSTLER LANDESVERBAND BAYERN E.V.



„LEBENDIGE NEUGIER SEIN“

Avisiert

Ausstellungen/Veranstaltungen

SONDERAUSSTELLUNG

Christoph Brech – ÜBERLEBEN

Bayerisches Nationalmuseum

München

12.05.2016-10.07.2016

Der Foto- und Videokünstler erweckt Museumsobjekte zu neuem Leben, verfremdet sie und irritiert die Sinne des Betrachters. Einige der Arbeiten sind für diese Ausstellung neu entstanden, andere werden zum ersten Mal in München gezeigt. Der Titel ÜBERLEBEN weist auch auf die mittelalterlichen Kunstwerke selbst. In 19 Räumen sind 21 Video-, Klang- und Rauminstallationen zu sehen. So stellt das Video „Paradiso“ (2008) den figürlichen Kirchenfenstern fließende abstrakte Farbe gegenüber, begleitet von Musik von Giovanni Pierluigi da Palestrina, die als Klangteppich den Farbteppich überlagert.

AUSSTELLUNG

WEtransFORM

Kunst und Design zu den Grenzen des Wachstums

Neues Museum

Nürnberg

18.03.2016-19.06.2016

Die rasante Verknappung von Wasservorräten, Rohstoffen, Nahrung und Boden sind inzwischen auch Thema für Kunst und Design. 30 international renommierte Positionen setzen sich mit der Dringlichkeit einer nachhaltigeren Lebensweise auseinander, sei es mit dystopischen Szenarien zu wachsenden Plastikinseln in den Ozeanen und Müllbergen an Land, sei es mit innovativen Lösungsmodellen als Reaktionen auf selbstgeschaffene Probleme, etwa Projekte wie „Urban Farming“ und „Urban Mining“ für eine selbsterhaltende Kreislaufwirtschaft.

AUSSTELLUNG

HeimWeh

Tobias Regensburger / Herlinde Koelbl

Museumshof / St. Gumbertus

Ansbach

01.05.2016-19.06.2016

Zwei künstlerische Positionen vor dem Hintergrund der aktuellen Debatten: Das CAMP des Kieler Künstlers Tobias Regensburger ist eine mehrdeutige Installation im öffentlichen Raum, an dem sich die Ambivalenz der Idee von „Heimat“ mit ihren Sehnsüchten und Zwängen zeigt. Die Serie „Über das Hören und das Verstehen“ von Herlinde Koelbl, entstanden 2004 für die Münchner Lichterkette, zeigt 29 Menschen aus 18 Nationalitäten von 5 bis 71 Jahren, die sich zuhören und verstehen.

KUNSTFESTIVAL

Gewebe. Textile Projekte

STADTKULTUR Netzwerk Bayerischer Städte e. V.
20 bayerische Städte
noch bis 06.03.2016

Skulpturen, die organisch gewachsen erscheinen, Gewebe aus Glas oder Papier, Gemälde, die Stoffmuster aufgreifen, Fadenläufe, die Räume spinnen und verknüpfen, künstlerisch bearbeitete Teppiche oder Bilder aus Stoff und Gestricktem: 30 Kunst- und Design-Ausstellungen zeigen die anspruchsvolle Handwerkskunst des Webens rund um die Frage: Welche Rolle spielt der gewebte Stoff in der Kultur und im Bewusstsein unserer Gesellschaft? Dicht damit verwoben ist ein Programm mit kulturgeschichtlichen Veranstaltungen zur historischen Bedeutung des Textilen in Bayern, dazu Workshops und Modeschauen.

NEUE DAUERAUSSTELLUNG

A tribute to Michael Mathias Precht

Stadtmuseum
Amberg
ab sofort

Seine Plakate mit historischen Köpfen, seine politischen Porträts für den Spiegel und die New York Times haben Precht international bekannt gemacht. Zahlreiche Holzschnitte, Lithos, Malerei und Wandfliesengemälde, Architektur-, Landschafts- und Figurendarstellungen, über 200 originale Objekte aus seiner gesamten Schaffenszeit, darunter viele noch nie gezeigte Werke zeigt das Stadtmuseum Amberg in seiner neu gestalteten Precht-Schau mit zahlreichen Medienstationen.

AUSSTELLUNG

Gabriele Drexler: Täter, Helden, Opfer – Bilder gegen das Vergessen

Museum für Abgüsse Klassischer Bildwerke
München

13.04.2016-08.05.2016

Die Kriegsgeneration war mehrheitlich nicht in der Lage, ihre traumatischen Erlebnisse zu artikulieren. Diese Hilflosigkeit, auch Unwilligkeit, im Umgang mit der eigenen Vergangenheit hat sich oftmals unbewusst auf die Kinder übertragen. Erst in jüngerer Zeit und bei den nachfolgenden Generationen ist es möglich, die NS-Vergangenheit familiär aufzuarbeiten. Gabriele Drexlers großformatige Öl- und Acrylbilder beziehen sich auf die NS-Zeit in München. In Radierungen setzt sie Zeitzeugen-Berichte, etwa von Max Mannheimer, um.

BAYERISCHE LANDESAUSSTELLUNG

Bier in Bayern

Kloster Aldersbach im Passauer Land
29.04.2016-30.10.2016

Bier – Bayerns fünftes Element: Anzapfen und Anbandeln, Bieraufstand und Bierkönigin, Brezen und Radi, Freibier und Starkbier, Radler und Russ, Weißbier und Weißwurst, Zoigl und Zwickl. Bier gehört von A bis Z zur bayerischen Lebensart. 2016 jährt sich der Erlass des bayerischen Reinheitsgebots zum 500. Mal – Anlass genug, die Kulturgeschichte eines Getränks vorzustellen, das für Bayern Nahrungsmittel und Nationalgetränk, Markenzeichen und Mythos ist. Die großen Bierfeste, das einträgliche Weißbiermonopol des Wittelsbacher Herrscherhauses, die Revolten bei Bierpreiserhöhungen zeigen die Verbundenheit der Bayern mit diesem Getränk, das heute das Bild des Freistaats in der Welt prägt.

AUSSTELLUNGSZYKLUS

Bilderwelten – Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit

„Luxusbücher“ – „Ewiges und Irdisches“ – „Aufbruch zu neuen Ufern“
Bayerische Staatsbibliothek
München
13.06.2016-24.02.2017

Gutenberg-Bibel, prachtvolle Wappen- und Turnierbücher oder das erstmals wieder vereint gezeigte Gebetbuch Kaiser Maximilians I. mit Zeichnungen von Albrecht Dürer, Hans Burgkmair und Lucas Cranach - Spitzenstücke der deutschen

Buchmalerei mit fast 100 hochkarätigen Exponaten aus dem 15. und frühen 16. Jahrhundert zeigen eine Zeit der Umbrüche, Entdeckungen und Erfindungen. Wie kaum ein anderes Medium liefern Bilder – Miniaturen, Zeichnungen, Holzschnitte – in Handschriften und Büchern faszinierende Einblicke in die damalige Welt und ihre künstlerische Vielfalt.

COMICREPORTAGEN

Geschichten aus dem Grandhotel.

Hg. Mike Loos
Wißner Verlag
Augsburg 2016

„Flucht und Asyl“, lautete das Thema der Projektgruppe Comicwerkstatt der Hochschule Augsburg, Fakultät für Gestaltung. Entstehen sollten Comicreportagen, die Fluchtursachen und den Alltag von Asylsuchenden, deren Sorgen und Hoffnungen, beleuchten. Recherchiert wurde in Flüchtlingsunterkünften vor Ort. Schnell das Grandhotel Cosmopolis in Augsburg zur Hauptanlaufstelle. Es kamen nicht nur Flüchtlinge zu Wort. Ein Aktivist der ersten Stunde gab seine Sicht zu Protokoll, zwei anerkannte Flüchtlinge, die weiterhin ehrenamtlich im Haus tätig sind, erzählten, warum sie nach Deutschland kamen, und auch die Studierenden selbst begannen, ihre persönlichen Wahrnehmungen des Projekts zu reflektieren und aufzuzeichnen.

ANTHOLOGIE

Fremd

Hg. Fridolin Schley
P. Kirchheim Verlag
München 2015

Aus einem Moment der Befremdung heraus ist dieses Buch über Fremdheit und Literatur entstanden, das Arbeiten der reflektierenden Gegenwehr gegen Pegida & Co. versammelt. Schriftsteller, Journalisten und Wissenschaftler haben Geschichten, Gedichte, Satiren, Analysen, Selbsterforschungen, Bekenntnisse und Utopien gegen Fremdenfeindlichkeit geschrieben.

ANTHOLOGIE

Die Hoffnung im Gepäck. Begegnungen mit Geflüchteten

Hg. Cornelia von Schelling und Andrea Stickel, refugio
Allitera Verlag
München 2015

18 Geflüchtete, die dem Kreislauf aus Elend, Gewalt und Unterdrückung in ihrem Heimatland entkommen sind, begegnen 18 Autorinnen und Autoren, die ihren Geschichten zuhören und sie aufzeichnen. Auf diese Weise sind individuelle und berührende Geschichten über eine verlorene Heimat, Flucht und Ankommen entstanden, die unter die Haut gehen. Der Einzelne wird sichtbar, der diffuse Begriff „Flüchtlingsstrom“ bekommt Namen und Gestalt.

Verborgene Schätze

Ein kostbares Stück Münchner Medizingeschichte

Die Porträtsammlung des Ärztlichen Vereins München e.V.

Text: Wolfgang Gerhard Locher

Die in ihren Anfängen auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückgehende Porträtsammlung des Ärztlichen Vereins München e.V. ist die bedeutendste Bildersammlung zur Münchner Ärzteschaft. Der am 28. Oktober 1833 gegründete Ärzteverein – ein medizinisches Wahrzeichen der Stadt München - hat seine Wurzeln in einer Epoche, in der König Ludwig I. die Hauptstadt des bayerischen Königreiches in eine kulturelle und wissenschaftliche Topadresse verwandelte. Unter den 20 Gründungsmitgliedern des Ärztlichen Vereins waren zwei Universitätsprofessoren; ein Viertel der Gründerväter verdiente sein Brot aber als Armenärzte. Zunächst nicht viel mehr als ein geselliger Treffpunkt, wurde der Verein rasch zu einer Drehscheibe des ärztlichen der Stadt. Politiker und Behörden erblickten im 19. Jahrhundert im Organ des Ärztlichen Vereins einen maßgeblichen Experten und Berater in gesundheitspolitischen Fragen.

Dank des wissenschaftsfördernden Königshauses der Wittelsbacher wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts neben der Kunst auch die Wissenschaft Bestandteil der politischen Repräsentation des Landes. Dies gilt insbesondere auch für die Medizin als Heilwissenschaft und entsprechend war auch der gesellschaftliche Status, den die Ärzte nun erlangten. Dass mit Herzog Carl Theodor, dem Gründer der privaten Augenklinik in der Nymphenburger Straße, und mit Prinz Ludwig Ferdinand zwei Ärzte aus dem bayerischen Königshaus als Ehrenmitglieder zum Ärztlichen Verein gehörten, unterstreicht diese neu gewonnene gesellschaftliche Stellung der Ärzte.

Die Porträtsammlung des Ärztlichen Vereins der Kunststadt München legt davon bis heute Zeugnis ab.

Zu den Arztpersönlichkeiten, die sich nun auf Leinwände bannen ließen und deren Bilder Bestandteil der hier vorgestellten Sammlung sind, zählen der von Theodor Pixis (1831-1907) auf dem Höhepunkt seines Ruhmes 1885 porträtierte Max von Pettenkofer (1818-1901), der als Hygieniker und Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften den Ruf der Stadt München als Wissenschaftsstandort mitbegründet hat; des Weiteren der fortschrittliche „Irrenarzt“ und unglückliche Leibarzt von König Ludwig II., Bernhard von Gudden (1824-1886), dessen monumentales Porträt dem Ärztlichen Verein von der Familie Hall gestiftet wurde. Das von dem Künstler Peter A. Becker 1896 erstellte ebenfalls monumentale Ölgemälde von Hugo Wilhelm von Ziemssen (1829-1902), der erste protestantische Krankenhausdirektor des Münchner Klinikums, wurde dem Ärztlichen Verein vom Herausgeberkollegium der Münchner Medizinischen Wochenschrift, damals eines der bedeutendsten medizinischen Fachjournale der Welt, gestiftet.

Die immer wieder auch durch Ankäufe ergänzte Porträtsammlung des Ärztlichen Vereins umfasst heute neun Gemälde, drei Lithographien, zwei Metallbüsten, eine Marmorbüste und zehn Gipsbüsten, von denen drei nachweislich von dem Münchner Künstler Johann Halbig (1814-1882) stammen. Hinzu kommt eine ganze Reihe von Fotografien von bekannten und weniger bekannten Ärzten der Stadt München insbesondere aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

So ist der Psychiater Emil Kraepelin (1856-1926), der München zu einem internationalen Forschungszentrum in der Psychiatrie machte, durch eine Eindruck heischende Marmorbüste vertreten. In Metall gearbeitet sind die Häupter zweier Internisten: Der im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts weltweit höchst angesehene Friedrich von Müller (1858-1941), und der für die Münchner Krankenhausgeschichte nicht weniger verdienstvolle Hermann Kerschensteiner (1873-1937).

Die Kollektion an Gipsbüsten umfasst im Wesentlichen die chirurgischen Fachvertreter wie z. B. den jung verstorbenen Philipp Wilhelm (1798-1840), oder auch Philipp Franz von Walther (1782-1849), der in den 1830/40er Jahren als

königlicher Leibarzt in Bayern eine wichtige Rolle spielte. Um ein besonders schönes Exemplar handelt es sich bei Johann Nepomuk von Nussbaum (1829-1891), einer legendären Münchner Chirurgenpersönlichkeit mit sozialer Ader, den Paul Sayer 1890 in der Uniform eines bayerischen Generalarztes in einer bronzierten Büste nachgeschaffen hat. Weitere frühe Büsten zeigen den Anatomen Ignaz Döllinger (1770-1841) und den mit seinen Untersuchungen zum Münchner Bierherz bekannt gewordenen Pathologen Otto von Bollinger (1843-1909). Das 20. Jahrhundert ist in dieser Kategorie mit dem Chirurgen Albert Krecke (1863-1932) vertreten.

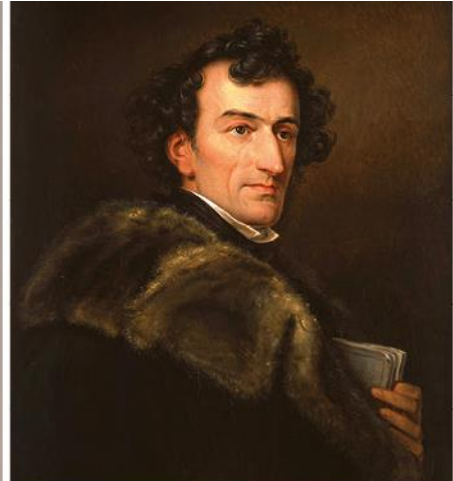
Bei den drei Lithographien handelt es sich um zwei 1838 gefertigte Arbeiten von Robert Lecke (1805-1858) – die beiden Ärzte Johann Andreas Buchner (1783-1852) und Friedrich Carl von Loe (1786-1838) – sowie um eine unsignierte Lithographie des Arztes Simon von Häberl (1772-1831), der als Leibarzt von Montgelas zu Beginn des 19. Jahrhunderts das bayerische Medizinalwesen neu organisierte und zu einem der modernsten Gesundheitssysteme in Europa machte.

Das wertvollste Bild der Sammlung ist zweifellos ein von dem Maler Moritz von Schwind (1804-1871) feinfühlig gestaltetes Brustporträt des Arztes Johann Nepomuk von Ringseis (1785-1880). Ringseis hat um 1820 Kronprinz Ludwig als Reisearzt mehrfach nach Italien begleitet und den König bei der Verlegung der Universität von Landshut nach München beraten. Nach Mitteilung der früheren Besitzerin des Bildes malte Schwind das Bild für Julius Schnorr von Carolsfeld, der den bedeutenden Arzt sehr verehrte. Das Bild wurde dem Ärztlichen Verein durch Marie Schnorr von Carolsfeld vermacht. Auch in der Gegenwart wird die Sammlung erweitert. 2010 konnte der Ärztliche Verein ein repräsentatives Porträt des Chirurgen Ottmar von Angerer (1850-1918) von dessen Nachfahren erwerben. Der gefeierte Maler Friedrich August von Kaulbach (1850-1920) hat den damaligen Chef der Chirurgischen Universitätsklinik in München und ehemaligen Leibarzt von Prinz-Regent Luitpold 1915 porträtiert.

Über acht Jahrzehnte schmückte die Büsten- und Bildersammlung des Ärztlichen Vereins München die zur Universitätsbibliothek gehörende Medizinische Lesehalle am Beethovenplatz in München. Sie bot den Medizinstudierenden an der Universität München eine attraktive Begegnung mit der ärztlichen Vergangenheit der Stadt

München. Nach der 2014 abgeschlossenen Renovierung der Medizinischen Lesehalle haben Universitätsverwaltung und -bibliothek diese stolze Tradition abrupt beendet und die Bildersammlung des Ärztlichen Vereins aus ihrem angestammten Ort verbannt. Die Kunstfreunde im Ärztlichen Verein München machen sich um ihre Sammlung derzeit große Sorgen.

Professor Dr. med. Wolfgang Gerhard Locher, M.A. ist Generalsekretär des Ärztlichen Vereins München e.V.



Colloquium

Be-Fremd-e(l)n. Der Mensch des Menschen Drache

Text: Nora Gomringer, Fotos: Andreas Herzau

Auf den Rändern alter Karten aller Länder finden sich, eingetragen in die meist graue oder meerblaue Schraffur die Worte: hic sunt dracones, frei übersetzt in hier lauern Drachen. Mit dem Begriff der Drachen am Rand des bis dato Erkundeten, tauchen die Bilder des Unheimlichen auf. Darstellungen verschiedener Ungeheuer zu Lande und zu Wasser warnen vor der Fremde, die da lauert voller Fremder. Genauso gut könnte wohl da stehen: hic sunt homines et mores alieni, Fremde Menschen, fremde Sitten ab hier! Der Mensch des Menschen Drache!

Dass das Fremde und sein Ort, also *die Fremde*, abhängig sind vom Standpunkt des Betrachters versteht sich von selbst. So ist jeder zu jeder Zeit ein Fremder für den anderen, je nachdem, wo das ihm Bekannte endet und der andere mit seinen Unergründlichkeiten beginnt. Fremdheit im Eigenen ist ebenfalls möglich und wie die Fremdheit des anderen eine Sache der Phänomenologie. Jemand oder etwas ist uns so lange fremd, bis wir unseren Blickwinkel der Skepsis aufgedehnt haben zum etwas weiteren Einfallswinkel der Neugierde. Fragen an das Fremde, die Fremde, den Fremden können helfen, den Winkel Grad für Grad zu öffnen.

Fragen solcher Art könnten sein:

- wie nehmen Sie Ihren Kaffee?
- haben Sie ein Haustier?
- Ihre Mutter, welchen Duft legte sie auf, wenn etwas Wichtiges zu erledigen war?
- haben Sie Geschwister?
- Künstler in Ihrem Land, sind sie frei?
- Frauen in ihrem Land, können sie eigenes Geld verdienen und es für sich und ihre Wünsche ausgeben?
- gilt ein männlicher Nachkomme so viel wie ein weiblicher?
- was gelten Ihnen Gäste?
- wer ernährt die Witwen, die Rentner?
- wer trägt Narben und warum wurden Menschen Wunden zugefügt?
- hat Ihr Gott Humor?

Fast garantiert sich nach der Beantwortung solcher und ähnlicher Fragen eine wortwörtliche Ent-Fremdung. Man wird sich bekannt.

Das ist ein langsamer Prozess, nur in Filmen manchmal rasant abgewickelt.

Sie sind auch in dieser Zelle eingesperrt?

Offensichtlich.

Warum?

Eben darum!

Ok. Ich bin Tom.

Ich bin Mark.

Wir sind nun verbunden, zwei gegen das System.

So in etwa.

Fremd zu sein ist eine topographische wie mentale Ortsbeschreibung, eine innere wie äußere Wahrnehmung: Hier, an diesem Ort bin ich fremd, kenne niemanden, kenne ich mich nicht aus, bin mit allen Sinnen um Orientierung bemüht (wenn ich nicht den "Drachen" anheimfallen möchte).

1997 musste ich mich selbst zum ersten Mal rassistisch selbst bestimmen. Bei der Anmeldung für einen einjährigen Schulaufenthalt in den USA kreuzte ich nach kurzer Überlegung „kaukasisch“ an. Weder hatte ich den Kaukasus bis dahin besucht noch Kaukasisches in meinen Zügen vermutet, dennoch hatte die Rassenforschung just diesen Begriff für "Typen wie mich" bereit. Es fand sich die Kaukasierin Gomringer in den letzten zehn Jahren immer wieder in fremder Umgebung. So zum Beispiel, wenn sie für's Goethe Institut oder für Pro Helvetia um die Welt geschickt wurde – sich selbst ein bisschen fremd als Kaukasierin qua nomen.

Nach China, das Land, in dem Drachen der Legende nach, im kartographierten Inland wie im schraffierten Umland leben, herumfliegen und seit jeher als ausgesprochene Glückstiere gelten, durfte ich auf Einladung der Bamberger Symphoniker 2015 wieder einmal reisen. Das Orchester war auf einer mehrere Tage dauernden Tournee, die in Shanghai begann und in Peking endete. Begleitet wurde die Reise von dem Fotokünstler Andreas Herzau, den ich schon ein paar Jahre kenne und den ich für das Projekt empfehlen durfte, was uns letztlich zwei Jahre für die Bamberger Symphoniker beobachten, lauschen und staunen ließ. Manchmal sind unsere Berufe Fotograf und Schriftstellerin sehr schön. Man wird für's möglichst

Unauffällig-Sein bezahlt. Es sind Texte entstanden, Bilder und Texte, die sich am wohlsten auf Bildern fühlen, die krabbeln und sich ausräkeln und ihre semantischen Lassos nach den Konstellationen und Farbklangen der Bilder auswerfen.

Wir haben lange daran gearbeitet und das Ergebnis freut uns und hoffentlich auch das ganze Orchester, für das wir eine besondere Visitenkarte schaffen wollten. Fremdheitsgefühle kamen immer wieder auf im Prozess der Entstehung dieses Werkes. Auch Befremdung, ein Fremdeln und Aufbrüche in fremdes Terrain, denn wie will man einen herrlichen Moll-Klang, einen präzise Terz und vor allem ihre emotionalen Entsprechungen beim Publikum einfangen? In China zu reisen verändert sich alle 5 Jahre, denn das Land erfährt immense Umwälzungen. Hotels und Häuser, in denen man lebte, sind verschwunden. Malls und die neuesten Markenläden blinken einem entgegen. Alte Tempel werden versetzt oder vergoldet. Ständig normaler wird der Anblick des Unterschieds, bis der Unterschied verwischt. Kaukasier, Asier... trennt nicht mal mehr die Vorsilbe, geschweige denn das benannte Gebirge. Dachten wir einmal daran, dass Globalismus uns die Fremdheitsgefühle auf Dauer austreiben, uns verbinden – im wahrsten Sinne – verbrüdern würde? Mit einem Satz um die Erde, getan in einem Flugzeug mit einem Film vor den Augen und einem Menü auf dem Schoß, landet man auf neuer Scholle, hört unbekannten Zungenschlag und doch steht irgendwo ein Schild: Man spricht Deutsch, mindestens aber English, here! So rar die Orte, wo dies nicht so ist. Herzau, der als Fotograf von Auftrag zu Auftrag Bilder und Eindrücke sammelt, sucht nach den Deckungsungleichen, damit sie uns eingehen, wir sie in unseren inneren Katalog der Bilder aufnehmen können. Was kann da die Lyrik? Mit ihrem Lispeln, Singen, Verzieren? Sie kann auf andere Weise protokollieren und Auskünfte aus der Welt der Ränder erteilen. Dort, wo das Gewohnte noch Bestand hat und das Fremde gerade so zu schillern beginnt, dort wo es spannend wird für uns, wo der heiße Drachenatem schön spürbar wird.

Fremd-Sein. In unserer Welt auch ein Zustand der Herausforderung. Fast ein Luxus, der da in der Verstörung liegt.

Nora Gomringer schreibt Lyrik und für Radio und Feuilleton. Sie rezitiert, schreibt und liest preisgekrönt vor. Zuletzt wurde ihr der Ingeborg-Bachmann-Preis für ihren Text »Recherche« zuerkannt. 2016 kuratiert sie zum zweiten Mal das Poesiefestival

in Mexiko Stadt. Sie lebt in Bamberg, wo sie seit 2010 das Internationale Künstlerhaus Villa Concordia leitet. www.nora-gomringer.de

Andreas Herzau setzt sich als Fotograf, Hochschuldozent und Autor künstlerisch, theoretisch und auch angewandt mit Fotografie auseinander. Als Bildjournalist mit eigenständiger und oft überraschender Bildsprache erweitert er in seinen Arbeiten die Grenzen der klassischen Reportagefotografie, durchbricht Sehgewohnheiten und hinterfragt damit nicht zuletzt soziale (Wahrnehmungs-)Stereotype. Herzau schafft dichte Bildgeschichten, die er in Buchprojekten, Ausstellungen und Zeitschriften veröffentlicht. Sein Werk wurde u. a. mit dem European-Press-Award ausgezeichnet und ist in Sammlungen wie dem Deutschen Historischen Museum und der Stiftung Gundlach vertreten. Andreas Herzau lebt in Hamburg. www.andreasherzau.de

Zum Weiterlesen

Alles von **Nora Gomringer**. Seit 2000 hat sie sieben Lyrikbände und zwei Essay-Sammlungen bei Voland & Quist veröffentlicht, dazu auch verschiedene Werke beim Gesunden Menschenversand in Luzern. www.nora-gomringer.de

Nora Gomringer und Andreas Herzau: Bamberg Symphony, Hatje Cantz, 2016. Kann man die Faszination von Musik auch in Text und Bild ausdrücken? Dieser Frage gehen Gomringer und Herzau in einer neuartigen Versuchsanordnung nach. Sie tauchen ein in den Kosmos der Bamberger Symphoniker, zu Hause in Bamberg oder auf Tournee in der Welt. Lyrik und Fotografie finden einen gemeinsamen Ton, um das Unsichtbare, die Musik, sichtbar zu machen!









Der Pegide in mir. Nachdenken über den Kein-Wunder-Reflex

Text: Andreas Unger

Der Gedanke ist zwei Wörter lang. Er ist immer schon da, bevor mich mein Verstand zur Vernunft ruft. Er ist zäh wie Leder und flink wie Windhunde. Der Gedanke geht so: „Kein Wunder.“

Kein Wunder, dass der Hedgefonds-Manager, von dem ich in der Zeitung lese, mit Nachnamen „Cohen“ heißt.

Kein Wunder, dass die Araber Demokratie nicht gebacken kriegen.

Kein Wunder, dass die Afrikaner wirtschaftlich nicht auf die Beine kommen.

Es ist Nachmittag. Ich spaziere an einer Baustelle vorbei. Ein Mann steht in einer Grube und hebt Kies aus, drei Kollegen schauen ihm zu. Ich denke nicht: „Das muss ganz schön anstrengend sein da drunten.“ Ich denke nicht: „In der Kälte!“ Ich denke: „Woher die wohl kommen?“

Ich laufe die Isartalstraße entlang. Ich sehe eine komplett in schwarzes Tuch gehüllte Frau mit vier Kindern auf der Straße. Ihr Mann geht drei Meter vorneweg. Ich frage mich, ob er seine Frau wohl schlägt. Ob die ihre Söhne zu Machos erzieht. Und ob sie wohl freiwillig so rumläuft.

Ich sitze im Wirtshaus, bestelle ein Bier. „Mächtän Sie Hälläs oder Weißbier?“, fragt die Kellnerin mit osteuropäischem Akzent. Ich denke: „Habt’s denn ihr keine bayerischen Bedienungen?“ Der Niederbayer in mir sähe es offenbar gern, wenn das Reinheitsgebot auch auf Kellnerinnen ausgeweitet würde.

Ich bin erstaunt über das, was ich da denke. Es ist, als beleidige es mich selbst. Es zerkratzt mein Bild von mir, dem geerdeten, liberalen Urbanler: Das kann doch nicht wahr sein. Das kann doch nicht ich sein.

Moment. Es ist Zeit für eine Erklärung. Also: Ich habe Anti-Pegida-Demos besucht. Ich bin sogar Teil der „Lügenpresse“. Ich habe Freundinnen und Freunde mit Migrationshintergrund. Ich habe keine Angst vor „Überfremdung“. Bitte, allein schon die Tatsache, dass das Wort „Überfremdung“ in diesem Text hier in Gänsefüßchen steht, beweist doch, wie fremd sie mir ist.

Ich habe sogar mal ein paar Monate lang in Afrika gewohnt! Ich weiß, dass anspruchsvolle und körperlich fordernde Arbeit hierzulande vielfach von Menschen mit Migrationshintergrund geleistet wird. Ich weiß, dass die Umstürze auf der arabischen Halbinsel auf einer Selbstermächtigung der Bevölkerung beruhen, auf dem demokratischen Wunsch, ihr Leben selber in die Hand zu nehmen. Ich weiß, dass Afrika noch immer unter seiner kolonialen Vergangenheit leidet, und dass Hedgefonds-Manager auch Namen tragen wie „Christian Zügel“ oder „Karsten Schröder“.

Deshalb frage ich mich: Woher kommt dieser Kein-Wunder-Reflex? Was sind das für Ablagerungen, die sich auf dem Untergrund meines Bewusstseins festgesetzt haben? Und warum bleiben die dort nicht, sondern werden hochgespült, und wodurch? Vor allem aber frage ich mich: Bin ich eigentlich der einzige, dem es so geht?

Ich frage mal meine Freunde. Am besten die aus Berlin. Prenzlauer Berg, Kreuzberg, Neukölln, die Ecke. Alternative Akademiker mit Mittelstandshintergrund, die für wenig Geld und viel Sinnerfüllung an der Verbesserung der Welt arbeiten, in Integrationsprojekten, Austauschprojekten, Energiewendeprojekten und Großen Transformationsprojekten. Menschen, die wissen, warum Entwicklungshilfe Entwicklungszusammenarbeit heißen muss und warum Flüge auch dann bäh sind, wenn man im Gegenzug Geld fürs Pflanzen neuer Bäume spendet. Ich schreibe ihnen:

„Liebe Leute,

zusammen mit ein paar Münchner Autoren nehme ich an einer Lesung teil, die sich aus ganz persönlicher Sicht mit Pegida beschäftigt: Was löst das in uns aus? Ich

habe mich entschieden, einen Text mit dem Arbeitstitel "Der Pegide in mir" beizusteuern, der sich mit den eigenen Vorurteilen beschäftigt und mit Situationen, in denen sie hervorkriechen: Neben wen setze ich mich in der U-Bahn und warum? Was geht mir durch den Kopf, wenn ich vollverschleierte Frauen auf der Straße sehe? Und so weiter.

Mich interessiert, ob ich der einzige bin, der da Irritierendes bei sich entdeckt. Darum frage ich Euch: Bin ich der einzige? Und wenn nein: Könnt Ihr mir Situationen beschreiben, die Ihr erlebt habt? Ich würde sie gern (ohne eure richtigen Namen zu nennen) im Text verarbeiten.“

Es meldet sich: kein einziger. Ich will zu Gunsten meiner Freunde annehmen, dass ihnen meine pegiden Gedanken fundamental fremd sind. Dass ihnen schlicht nichts einfällt, weil da nichts ist, nicht mal ein pegides Gedankenzucken. Dass es sich um Heilige handelt. Bis auf einen, Martin. Er schreibt:

„Von mir kenne ich (spontan):

- unwillkürlicher Kontrollgriff an meine Brieftasche, nachdem mir die vielen Roma auf dem Bahnsteig aufgefallen sind
- anerkennend-billigender Gedanke „Na, das ist ja toll“ (oder auch „So ist's recht“), wenn ich zwei Frauen im Kopftuch in der U-Bahn die ZEIT lesen sehe
- aus meinem Kreuzberg/Neuköllner Umfeld das Argument: Die mangelnde Integration sei zwar bedauerlich, aber keine Experimente an den eigenen Kindern: die schicken wir mal lieber in die Schule im anderen Stadtbezirk, mit weniger Kindern mit Migrationshintergrund..."

Ich frage noch ein paar Freunde und Bekannte. Besonders spannende Antworten kommen von Leuten mit Migrationsgeschichte.

Zum Beispiel von einer rumänischstämmigen Frau, die nicht in Obersendling wohnen möchte, weil dort so viele Ausländer herumlaufen. Sie sagt: „Ich darf das sagen, ich bin selber Ausländerin.“

Oskar erzählt von der Bitte eines neuen Arbeitskollegen, sich während der Gebetszeiten diskret mit seinem kleinen Teppich in eine Ecke des Büros zurückziehen zu dürfen. Und er erzählt von der Gedankenkaskade, die das losgetreten habe: Haben wir es mit einem Schläfer zu tun? Eher nicht, der ist eigentlich ganz nett. Aber sind nicht alle Schläfer ganz nett und unscheinbar? Vielleicht ist er ja jetzt noch kein Schläfer, aber doch noch formbar und manipulierbar? Oskar erzählt, wie er erschrocken ist über sich und seine Gedanken. Und wie er sich klar machte, wie verschwindend gering der Attentäteranteil in der Migrationsbevölkerung sei. Das freut mich für Oskar, denn seine Freundin ist Muslima.

Ali berichtet von den Eltern seiner deutschstämmigen Frau. Diese hatten anfangs große Schwierigkeiten mit einem Türken, einem muslimischen. Mittlerweile seien sie aber der Ansicht, ihre kluge Tochter habe sich den einen guten aus 1000 schlechten erwählt, was unbedingt für ihn spreche. Und Ali? Der hat keine Lust darauf, der Paradetürke zu sein. Keine Lust darauf, als Ausnahme zu gelten, so vorbildlich integriert, wie er ist. Keine Lust darauf, seine Landsleute zu verteidigen. Oder zu verraten. Oder für irgendwas oder irgendwen zu stehen.

Ali nennt die Pegida-Leute immer „Pegisten“. Weil man ja auch nicht von „Islamiden“ spreche, sondern von „Islamisten“. Ali sagt, in jedem Moslem stecke ein kleiner Islamist, und in jedem Deutschen ein kleiner Pegist. Die müssten sich eigentlich gut verstehen.

Bei Martin, Ali, Oskar und seiner Freundin fühle ich mich in guter Gesellschaft. Könnte sein, dass pegide Bewusstseinsanteile gleichmäßiger in der Gesellschaft verteilt sind, als ich gedacht hätte. Die Frage wäre dann nicht: Bist du pegide? Sondern: Wie pegide bist du? Und: Bist du stolz darauf?

Andreas Unger ist Sozialjournalist und lebt in München. Seine Beiträge erschienen u. a. im Tagesspiegel, in der Zeit und im Bayerischen Fernsehen. Er erhielt den Journalistenpreis des Weißen Rings und den n-ost-Reportagepreis. www.zeilenmacher.de

Zum Weiterlesen

Dieser Text entstand auf Initiative des Schriftstellers Fridolin Schley und erschien in der Anthologie „Fremd“, Hg. Fridolin Schley, 2015 im P. Kirchheim Verlag München.

„man muss nur unter die Menschen gehen, um Fremde unter Fremden zu treffen.“ Karl Valentin hat alles Wesentliche zum Thema schon gesagt

Text: Sabine Rinberger

„*Fremd ist der Fremde nur in der Fremde*“, heißt ein vielzitatierter und hochphilosophischer Satz aus dem Dialog *Die Fremden* von Karl Valentin, der zwar oft wiedergegeben, aber nicht unbedingt gleich immer ihm zugeschrieben wird. Vielzitiert ist dieser Satz wohl deshalb, weil er, wie kaum ein anderer, alles in sich birgt, was das Thema *Fremde* und *fremd sein* bedeutet, nämlich die einfache und zugleich ungeheuer komplizierte Tatsache, dass jeder gleichzeitig irgendwo fremd ist und irgendwo zu Hause. Einzig auf den Standort und die Perspektive kommt es an. Fremd ist das, was man nicht kennt, was einem nicht vertraut ist. Dies ist auch bei Karl Valentin kein statischer, sondern ein veränderlicher Zustand: „*Weil jeder Fremde, der sich fremd fühlt, ein Fremder ist und zwar solange, bis er sich nicht mehr fremd fühlt - dann ist er kein Fremder mehr.*“ Dann ist er laut Valentin ein „*Nichtmehr Fremder*“. Diese für Valentin typische Wortschöpfung beschreibt auf geniale Weise das Gegenteil von *Fremder*, das das Wort *Bekannter* oder gar *Einheimischer* nicht immer trifft. Denn auch dem Einheimischen – oder nach Valentin – *Nichtmehr Fremden* kann durchaus in der eigenen Stadt vieles vertraut, einiges aber auch fremd sein. Im gleichen Dialog heißt es: „*Den meisten Münchnern z. B. ist das Hofbräuhaus nicht fremd – hingegen ihnen die meisten Museen fremd sind.*“ Wie dem Einheimischen das eigentliche Vertraute, nämlich die eigene Stadt, fremd sein kann, finden sich laut Valentin auch „*Fremde unter Fremden*“, nämlich dann, „*wenn Fremde mit dem Zug über eine Brücke fahren und ein anderer Eisenbahnzug mit Fremden unter derselben durchfährt, so sind die durchfahrenden Fremden – Fremde unter Fremden*“.

Was nicht gleich so ohne Weiteres – wenn überhaupt - zu begreifen ist, führt freilich die ganze Diskussion darüber, was nun fremd ist und was nicht, wo man fremd ist

und wo nicht, ad absurdum. Gleichzeitig verweist Valentin aber auf die räumliche und zeitliche Nähe von Fremdem und Vertrautem sowie auf die Flüchtigkeit dieses Zustandes.

Fremdenrundfahrt

Was kann also ein Fremder in einer fremden Stadt tun, um diese kennenzulernen und somit dort ein *Nichtmehr-fremder* zu werden? Mit dem Aufstieg Münchens zu einer Metropole des Fremdenverkehrs erfreuten sich Mitte der 20er Jahre motorisierte Stadtrundfahrten zunehmender Beliebtheit.

Eine solche „Fremdenrundfahrt“ nimmt Karl Valentin zum Thema seines 1929 entstandenen Films *„Münchner Fremdenrundfahrt“*. Auf einer Sightseeing-Tour, vorbei an berühmten und beliebten Orten Münchens, beschäftigt er sich satirisch mit der Münchner Stadtgeschichte. Neben dem 1. *Erklärer* (Karl Valentin), dem 2. *Erklärer* (Herr Liesl Karlstadt) und dem *Fremdenautoführer* (Josef Rankl) stehen auf der Liste der handelnden Personen *der Fremdenwagen* und *die Fremden*. Der Hauptbahnhof wird den Fremden als *„Treffpunkt aller fremden Reisenden“* vorgestellt. Wie bei *Die Fremden* nimmt Valentin auch hier den Topos wieder auf, dass dem Einheimischen die eigene Stadt oft fremder ist als dem Fremden: *„Das Deutsche Museum ist der Treffpunkt aller Nationalen - es sollen auch schon Münchner drin gewesen sein.“*

Andererseits wiederum ist der Fremde dem Einheimischen nicht fremd, weil er ihn im *„Fremdenomnibus“* als Fremden sofort erkennen kann: *„Aber dem Einheimischen sind die fremdesten Fremden nicht fremd, - er kennt zwar den Fremden persönlich nicht, merkt aber sofort, dass es sich um einen Fremden handelt bzw. um Fremde handelt; zumal, wenn diese Fremden in einem Fremdenomnibus durch die Stadt fahren.“*

Fremd und doch nicht fremd

Obwohl Karl Valentin nahezu panische Angst vor dem Reisen hatte und eigentlich nie über den deutschsprachigen Raum hinaus kam, taucht Fremdes, Fremdartiges

und Exotisches immer wieder in Karl Valentins Werk auf. So findet das Duell im Film *„Die Mysterien eines Frisiersalons“* im „Senegalesischen Salon“, der mehr einem fernöstlichen Tempel gleicht, statt. Ein nicht unerhebliches Detail, denn die Dekoration spielt bei Valentin häufig mit und ist Teil Valentin'scher Verfremdungstechniken. Karl Valentin bedient sich schon sehr früh der Verfremdung, dem Kunstkonzept der Avantgardisten; als solchen darf man Karl Valentin auch deshalb ohne Scheu betrachten.

Ein beliebter Spielort bei Karl Valentin ist das Münchner Oktoberfest. Wie zu seiner Zeit sehr in Mode, ist auch in Valentins Szenario allerhand Exotisches zu finden, von Menschenfressern bis zu echten Indianern. Was zunächst fremd erscheint, wird bei näherer Betrachtung jedoch oft recht vertraut. Der messerwerfende Indianer in Valentins Film *„Karl Valentin und Liesl Karlstadt auf der Oktoberwiese“* entpuppt sich in Wirklichkeit als ein alter Bekannter: *„der kommt mir bekannt vor“* wird Karl Valentin im Stummfilm untertitelt. Nachdem er dem Indianer die Schminke aus dem Gesicht wischt, erkennt er den *„Aloisl aus der Au“*. Der orientalische Zauberer in *„Tingeltangel“* spricht in seinem fremdländischen Akzent von *„Sauerei“* und *„Saubereien“* statt von Zauberei und Zaubereien. Karl Valentin meint in ihm den türkischen Honigmann von der Dult zu erkennen, der Zauberer wiegelt zunächst ab: *„Honigmann?!? – Bin ick nicht!! – Der ist meine Schwester!!“* Schließlich entlarvt sich der vermeintliche Orientale aber selbst. Als sein unter dem Tisch versteckter Helfer ungeschickt den Trick verrät, schimpft er: *„Hundsbus - miserablicher!“*

Ähnlich erscheint einem die Sprache im *„Chinesischen Couplet“* vollkommen fremd, chinesisch nämlich. Bei genauerem Hinhören kann man freilich aber die eigene Sprache erkennen: *„Wann i ko na kimm i, kumm i aber nimmi, (...) Bier ham mi nimmi, sauf ma halt a Wassi (...)“*.

Mit der Metapher des Spiegelbildes als traditionelles Bild der Selbstwahrnehmung demonstriert Valentin seine Selbstverfremdung, d. h. das Phänomen, sich gleichzeitig bekannt und doch fremd zu sein. Ebenfalls in einer Szene im Film *„Karl Valentin und Liesl Karlstadt auf der Oktoberwiese“* betrachten sich Liesl Karlstadt und Karl Valentin in einem Zerrspiegel. Ihr Spiegelbild, durch den Zerrspiegel verfremdet,

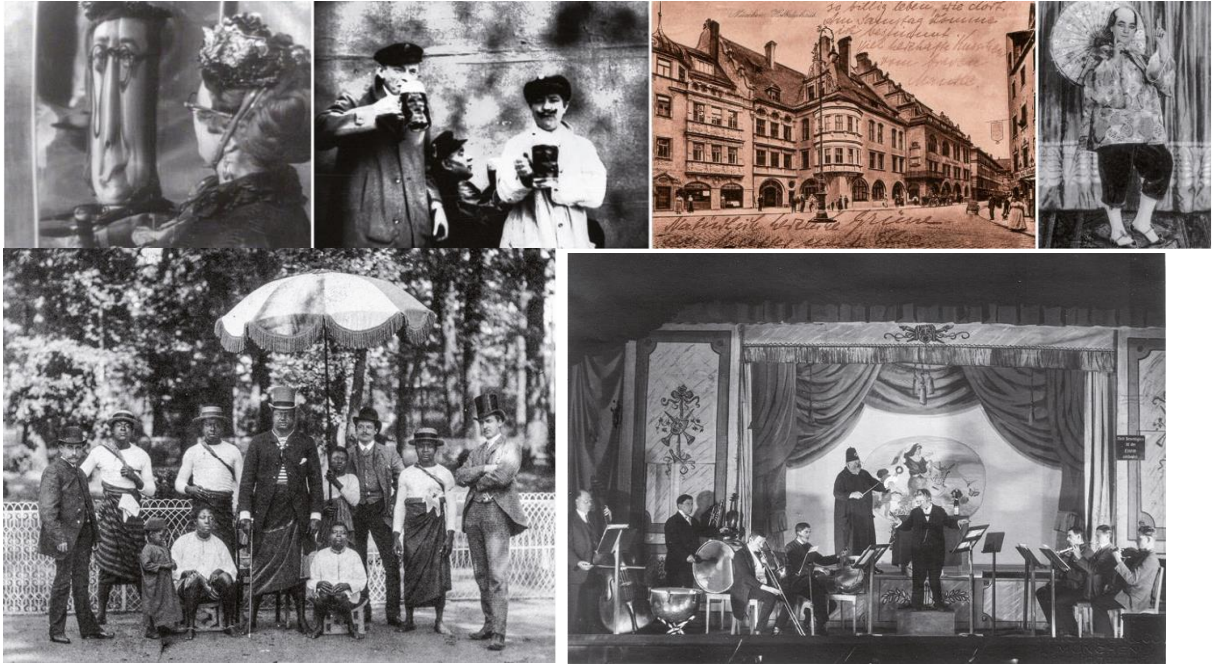
ist ihnen dann freilich selbst fremd. Sie werden also selbst zur Attraktion und amüsieren sich darüber ebenso wie über den Flohzirkus und falsche Indianer.

Wie man sich aber im Zweifelsfall selbst entdecken kann, wird im „*Sprachforscher*“ auf mehr als doppelbödige Art demonstriert. An die Grenzen der eigenen Sprache stoßend, erklärt Liesl Karlstadt als Frl. D. die Mehrdeutigkeit des Wortes *entdecken*: „*Oder – Ich habe etwas entdeckt. – Wenn ich mich aufs Sofa lege, decke ich mich mit einer Decke zu; nehme ich die Decke wieder weg, so habe ich mich selbst entdeckt.*“

Bei Valentin wird Fremdes vertraut und Vertrautes fremd. Jemand/etwas ist erst dann nicht mehr fremd, wenn man ihn/es nicht mehr als fremd empfindet, ein Idealzustand, dessen Flüchtigkeit Karl Valentin deutlich macht. Nur selten und meist nur kurz wird er erreicht. Plötzlich und unerwartet tritt ein verwirrendes Element ein, das das Gefühl der Vertrautheit oder Fremdheit zum Kippen bringt. So gewinnt man mit Karl Valentin nur eine Erkenntnis sicher: „*man muß nur unter die Menschen gehen, um Fremde unter Fremden zu treffen.*“

Sabine Rinberger ist seit 2004 Leiterin des Valentin-Karlstadt-Musäums, das sich nicht nur dem großen und unvergessenen Humoristen Karl Valentin und seiner Partnerin Liesl Karlstadt widmet, sondern auch der Münchner Volkssängerkultur im Allgemeinen.





befremden

sprachliche Erkundungen

Text: Hermann Unterstöger

In Grimms Deutschem Wörterbuch wird das Verb *befremden* mit Hilfe des lateinischen *mirum videri* erklärt, das von *auffallen* bis *wundersam vorkommen* alles Mögliche bedeutet. In diesem Sinn könnte man es befremdend finden, wie unendlich weit Goethe in seinen Interessen ausgegriffen hat. Unter den „Schriften über Literatur“ findet sich eine Abhandlung über serbische Lieder, worin er nach einem Blick auf das den Völkern eigene „allgemein Menschliche“ sagt: „Das Besonderste aber eines jeden Volks befremdet nur, es erscheint seltsam, oft widerwärtig, wie alles Eigentümliche, das wir noch nicht in einen Begriff auffassen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben.“

Der Satz dürfte bei bestimmten Leuten förmlich danach schreien, aus dem Zusammenhang gerissen zu werden, und zwar dergestalt, dass man daraus das Argument gewänne, schon „der alte Goethe“ habe andere Völker in ihrem Kern als befremdlich, ja widerwärtig eingestuft. Das wiederum würde die Verehrer Goethes sehr befremden, und wenn sie, was bei Goetheverehrern ja

öfter mal vorkommt, auf dem Schlauch stünden, könnten sie auch nicht das entgegen, was entgegnet werden müsste: dass Goethe uns förmlich dazu auffordert, das prima vista Befremdliche zu begreifen und uns so anzueignen, dass unser Befremden in Freude über die Bereicherung umschlägt. Integration also, ent- statt befremden.

Exkurs. Da wir schon mal beim alten Goethe halten, sei auch der junge bedacht. Als ihm 1775 die noch jüngere Lili Schönemann über den Lebensweg lief, war das ein Herzensereignis, das sich bei einem wie ihm natürlich alsbald zum Gedicht ballte:

*Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedrängt dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben –
Ich erkenne dich nicht mehr.*

Die Romanze kam zu keinem guten Ende, doch verriet Goethe später dem getreulich aufmerkenden und im Geiste mitschreibenden Famulus Eckermann, dass Lili seine erste große Liebe gewesen sei. Im Lied nennt er, was ihm da widerfährt, „ein fremdes neues Leben“, und wer von uns je an eine wie Lili Schönemann geraten ist, erfolgreich oder nicht, versteht ohne langes Sinnen, was *fremd* in dieser schönen Konstellation bedeutet: großartig, wunderbar, umwerfend. Ende des Exkurses.

Ja, hast du sie noch alle? Diese Frage müsste jetzt allmählich kommen, und zwar mit dem Nachsatz, ob denn nun jedes noch so abseitige Wort auf die Waage der politischen Korrektheit und, im weitesten Verstande, der moralischen Zuträglichkeit gelegt werden müsse. Das Adjektiv *befremdlich* wird üblicherweise als gehobenes Synonym für Begriffe wie absonderlich, eigenartig, entlegen, kurios, merkwürdig, sonderlich oder ulzig gehandelt. Sagt jemand, der letzte Einkommenssteuerbescheid sei ihm befremdlich vorgekommen, so denkt sich sein Gesprächspartner allenfalls, dass man das auch anders ausdrücken könne, weniger überdreht und spinös. An eine existenzielle Fremdheit zwischen Steuerpflichtigem und Finanzamt wird er

kaum denken. Das Wurzelwort *fremd* in *befremdlich* hat kaum noch etwas von dem Stallgeruch, den es ausströmt, wenn der Sänger die „Winterreise“ mit den von Hoffnungslosigkeit umwehten Worten „Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus“ beginnt. Es ist in der alltäglichen Rede so flach und leichtgewichtig wie das Wörtchen *trüb* in *betrüblich*, das wir ja auch für die banalsten Feststellungen verwenden: „Betrübliches Wetter heute, nicht wahr?“

Die wenigsten von uns wissen, wie Wörter entstehen, aufwachsen und sich in der Sprache etablieren. Dafür haben wir die Wissenschaft von der Wortbildung, der linguistischen Morphologie. Darin spielen Präfixe wie das in unserem Fall zu besichtigende *be-* eine bedeutende Rolle. Mit diesem kleinen *be-* lässt sich Großes anstellen, etwa ein intransitives Verb in ein transitives umwandeln: *jammern* wird zu *bejammern*. Liegt so einem Konstrukt ein Substantiv zugrunde, wird also beispielsweise aus *Glas* das Verb *beglasen*, nennt man das eine Ornativbildung: Ein Objekt wird mit dem durch das Basissubstantiv Bezeichneten versehen; der Terminus leitet sich von lateinisch *ornare* gleich *schmücken*, *versehen mit* her. Auf *befremden* passt das natürlich nicht, weil da ja niemand mit Fremde versehen wird. Man kann aber einen Fall vom Typ *befreien* gleich *frei machen* mitlaufen lassen und in sehr lockerer Assoziation sagen, dass in *befremden* etwas wie *seltsame Gefühle erwecken* stecken könnte.

Seltsame Gefühle wohlgemerkt! Wir müssen uns hüten, dass wir vor lauter Ornativbegeisterung das leicht Unheimliche in *befremden* unter den Teppich kehren. Die Verlockung ist groß, da bei der Erwähnung von Gefühlen im Hintergrund sofort Beethovens sechste Symphonie aufrauscht, deren erstem Satz der Meister das Motto „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande“ mit auf den Weg gegeben hat. Wir wollen das festhalten: Es waren heitere Gefühle, nicht seltsame, und wahrscheinlich ist das auch der Grund, dass wir von dieser Symphonie alles andere als befremdet sind.

Hermann Unterstöger schreibt seit 1978 als Journalist für die Süddeutsche Zeitung. Schwerpunkte seiner Arbeit sind Reportagen für die *Seite 3*, zahlreiche Streiflichter und die Kolumne „Sprachlabor“, die sich der Sprache, vornehmlich der Zeitungssprache, widmet. 2010 erhielt er den Ernst-Hoferichter-Preis der Stadt München. In der Begründung hieß es: „Unterstögers Texte sind eine Form für sich, irgendetwas Drittes zwischen Journalismus und Kunst“.

Die Angst als Wegbegleiter – Migration, Heimatverlust, Heimatgewinn: 1938-1945-2016

Text: Marita Krauss

Migration, ob erzwungen oder freiwillig, ob voller Verzweiflung oder voller Hoffnung, enthielt durch alle Zeiten Phasen hoher Irritation, großer Unsicherheit und Angst. Denn zwischen dem Verlassen der vertrauten Umgebung, der Familie, der Freunde, und der sicheren Ankunft an einem Ort, an dem man bleiben wird, liegt ein Raum großer Gefährdung. Es geht um Abschied und Grenzüberschreitung, um den oft schwierigen Weg durch das Unbekannte zu einem fernen und unklaren Ziel.

Vor diesem Hintergrund lassen sich Verbindungslinien zwischen ganz unterschiedlichen Formen von Flucht, Emigration oder Vertreibung ziehen, dies vor allem dann, wenn es um die Perspektiven, die Ängste und Hoffnungen der Betroffenen geht. Denn zur Angst der Migranten und Migrantinnen korrespondiert die Angst der Menschen in den Zielländern – Angst vor Überfremdung, vor Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, vor einem Verlust von Besitz und Privilegien. Die „Fremden“ will man nicht, man fürchtet sie und lehnt sie deshalb ab. Diese Ablehnung ist nicht erst heute mit Aussperrung und Ausgrenzung verbunden. Viele der großen Zwangsmigrationen des 20. und 21. Jahrhunderts waren begleitet von Grenzsicherungen und Internierungen „feindlicher Ausländer“, von Arbeitsverboten und Diskriminierungen.

Die beiden korrespondierenden Ängste, die der Ankommenden und der Mitglieder der Aufnahmegesellschaft, gingen und gehen eine unselige Verbindung ein: Die Ankommenden spüren die Ablehnung und dies steigert ihre

Verzweiflung und Not. Und den Einheimischen versperrt die Angst vielfach den Blick auf die Qualitäten und Angebote der Ankommenden. Vor dem Hintergrund der Angst lernt man sich nicht kennen, sondern hält sich fern und lebt lieber mit Stereotypen weiter, die es erlauben, die eigenen Vorurteile aufrecht zu erhalten.

Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland

Sieht man unter diesem Blickwinkel auf die drei Zeitschnitte 1938-1945-2016, so lässt sich dies leider gut belegen. Die von den Nazis rassistisch verfolgten Menschen, die 1938 noch nicht aus Deutschland emigriert waren, erlebten im eigenen Land aber auch von außen die Ablehnung vieler Länder der Welt. Ohne persönliche Bürgschaften aus dem Aufnahmeland gab es kein Visum. Und ohne Visum keine Schiffspassage. Die jüdischen Kinder, in der heutigen Diktion wären das „unbegleitete minderjährige Flüchtlinge“, die in England im Rahmen des Kindertransports aufgenommen wurden, erlebten den Abschied von den Eltern oft als dramatisch und endgültig. Die zurückbleibenden Eltern schickten ihre Kinder ins Leben und mussten befürchten, sie nie wieder zu sehen; die Kinder wiederum fühlten sich oft wie verstoßen. Ohne dieses englische Angebot, 10.000 jüdische Kinder unter 17 Jahren aufzunehmen, wären aber wohl auch diese Kinder in der Shoah ermordet worden wie ein Großteil ihrer Eltern. Es hatten sich die Quäker und die jüdischen Gemeinden nach den Novemberpogromen 1938 an die englische Regierung gewandt, um diese Ausnahmeregelung von den strengen Einreisebedingungen zu erreichen, die Gemeinden bürgten mit 50 Pfund (heute wären das etwa 1500 €) für jedes Kind.

Das Aufnahmeland England internierte nach dem Eintritt in den Krieg 1939 Emigranten, darunter auch etliche der Kinder, als „enemy aliens“ z. B. auf der Isle of Man. Die gerade glücklich Entronnenen waren wieder mit Stacheldraht und Bewachung konfrontiert und sahen angstvoll einer unsicheren Zukunft entgegen. Auch nach Auflösung der Internierungslager schlugen sich Emigranten unter schlechtesten Lebensbedingungen durch. Manche Schiffe wurden auch von Hafen zu Hafen weitergeschickt, bevor die Emigrierten irgendwo vielleicht doch an Land gehen durften. Auf der Flucht oder in unwirtlichen Fluchtorten war die Angst ständiger Wegbegleiter. Hochangesehene und international begehrte Wissenschaftler oder herausgehobene Schriftsteller wie Thomas Mann hatten bessere Bedingungen der Aufnahme. Insgesamt jedoch war für die meisten Emigrierten der Abschied von Deutschland der Beginn einer langen, oft lebenslangen Strecke der Heimatlosigkeit und des sozialen Abstiegs.

Die Ängste von Vertriebenen und Einheimischen nach 1945

1945 begann im zerstörten und besetzten Deutschland ein neues Kapitel der Migrationsgeschichte: Es suchten zunächst diejenigen Schutz, die vor der vorrückenden Roten Armee flohen, dann immer mehr Menschen, die nach den Bestimmungen des Potsdamer Protokolls aus den deutschen Ostgebieten oder aus Ostmitteleuropa ausgewiesen worden waren. Allein nach Bayern kamen etwa zwei Millionen Menschen; kleine Landgemeinden wuchsen oft um mehr das Doppelte an. Hier eine Momentaufnahme aus dem Jahr 1946: Für das

kleine Dorf Pöcking bedeutete dies, dass 555 Einwohnern über 18 im Kerndorf 489 Zugezogene gegenüberstanden.

Die Flüchtlinge und Vertriebenen, darunter sehr viele Frauen und Kinder, hatten oft dramatische und traumatische Fluchterlebnisse hinter sich. Oft sahen sie sich dennoch nach der Ankunft mit hartherziger Ablehnung konfrontiert. Vielfach ist in Erzählungen die Rede von zutiefst kränkenden Zurückweisungen, von der Verzweiflung einer Familie, die mit der wenigen geretteten Habe von Tür zu Tür oder gar von Ort zu Ort zieht, ohne aufgenommen zu werden. Es ist die Geschichte des Heimatverlustes sowie der verstörten und verstörenden Ankunft in der Fremde. In anderen Erinnerungen tauchen dann auch freundliche Helfer, „Paten“ im neuen Lebensabschnitt auf, die sich der Hilflosen erbarmen, die ein Herz haben und Wärme und Essen teilen. Auch von heimlich zugesteckten Lebensmitteln, von Nachbarschaftshilfe beim Hausbau ist zu lesen. Es waren wohl beide Seiten zu finden und die Erinnerung betont teils die einen, teils die anderen Bilder.

Die Einheimischen sahen die Ankömmlinge oft als Eindringlinge an. Es gab Bauern, die den Boden eines unbewohnten Zimmers in ihrem Hof herausrissen, nur um keine Einquartierung zu bekommen, sie lehnten es ab, die Küche oder gar Essen mit den Zugewiesenen zu teilen, es kursierten bittere Flüchtlingswitze und Spottnamen. Immer wieder wurde die Angst formuliert, die Angst um die eigene Identität, um Besitz und Verfügungsmacht, um Einfluss und Privilegien. Zunächst erschienen die Vertriebenen meist als „die Fremden“. Der Fremde, der Flüchtling, bot sich als Projektionsfläche für die eigenen Ängste an, sie galten als „Habenichtse“ und „Felddiebe“, als „Horden“, die

Restdeutschland „überschwemmten“. Diese „Flut- und Deichgraf-Metaphorik“ ist bis heute üblich, um Migrationen als Naturkatastrophen erscheinen zu lassen.

Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts beschrieb der Soziologe Georg Simmel den Fremden als "Provokateur": In seinem Anderssein provozierend gegenwärtig hat er die Gelöstheit des Kommens und Gehens noch nicht abgelegt und demonstriert den Einheimischen, dass die Welt, in der sie leben, keineswegs begründungslos selbstverständlich ist. Um ihre Identität nicht zu verlieren, müssen sie sich neu definieren, indem sie sich von ihm abgrenzen; dies erleichtert der "Provokateur" meist dadurch, dass er eine ganze Zeit am Wertesystem seiner Heimat festhält. Dies löst Angst aus, so Simmel: „Angst kommt auf, wenn Grenzen überschritten werden müssen und wir von etwas Gewohntem, Vertrautem uns zu lösen und uns in Neues, Unvertrautes zu wagen haben. Der Fremde ist dabei wesentlich der Mensch, der fast alles, das den Mitgliedern der Gruppe, der er sich nähert, unfraglich erscheint, in Frage stellt.“

Im konkreten Fall der Vertriebenenintegration nach 1945 kam es letztlich zu einem guten Ende: Je mehr sich die Neubürger als „tüchtig“ erwiesen, als gute Facharbeiter, die zum wirtschaftlichen Wiederaufbau des zerstörten Landes beitrugen, desto leichter wurden sie akzeptiert. Es wurde dann eben doch eine privilegierte Eingliederung: Es halfen die gleiche Sprache, die gemeinsame Religion – obwohl es Protestanten im katholischen Altbayern und Katholiken in Franken auch nicht gut erging -, es half der Bezug auf eine gemeinsame deutsche Kulturnation. Heute sagt ein Bauer aus Oberbayern: „Ich weiß nicht, was die heute haben – damals sind es viel mehr gewesen und das haben wir auch geschafft.“ Die Angst wurde durch Erfahrung besiegt.

Migration – der Normalfall

Und damit sind wir im Jahr 2016 und bei der aktuellen Flüchtlingssituation: Wieder kommen Menschen mit dem Nötigsten, mit traumatischen Fluchterfahrungen, voller Ängste und Hoffnungen in das inzwischen reiche Deutschland. Die Angst begleitete sie über das Meer, in den Schlauchbooten und seeuntüchtigen Schiffen, gegenüber den Schleusern, auf der Balkanroute an Zäunen und Grenzen. Die Macht der Bilder ist bei dieser Migration überwältigend: Massen und Müll, Menschen in überfüllten Zügen, wandernde Menschenmengen auf Feldwegen, Bahnlinien und Autobahnen. Und wieder greifen die Mechanismen, die bereits beschrieben wurden: Hasserfüllte Demonstranten am Zaun von Flüchtlingscamps, auf deutschen Straßen und Plätzen, Deichgrafmetaphorik und Endzeitszenarien, unsägliche Kampagnen in den sozialen Medien. Wieder fürchten wir alle um Wohlstand und Privilegien, wieder stellen sich Fragen von Identität, Besitz und Verfügungsmacht.

Niemand kann sagen, wie diese heutige Herausforderung bewältigt werden kann. Aber es lassen sich doch Erfahrungen aus der Geschichte heranziehen: Es gibt gute Chancen, dass auch diese Migration letztlich nicht zum Kollaps führt. Wieso sollte sie, wenn auch im zerstörten Deutschland nach 1945 kein Bürgerkrieg ausbrach, als in Deutschland zwölf und davon in Bayern zwei Millionen aufzunehmen waren? Wieso sollte sie bei einer prosperierenden Wirtschaft und geringer Arbeitslosigkeit, bei einer Wirtschaft, die in Zukunft auf junge Leute angewiesen sein wird? Vergleichen wir noch einmal die Zahlen: In Pöcking standen 1946 555 Einwohnern über 18 im Kerndorf 489 Zugezogene

gegenüber; heute sind es bei 4212 Einwohnern im Kernort Pöcking 141 Asylbewerber bzw. Flüchtlinge. Und das soll nicht zu schaffen sein?

Der Blick in die Geschichte zeigt, dass Migration die Normalität, nicht der Ausnahmefall war. Immer wieder machten sich die Menschen auf den Weg, um im fremden Land neue Chancen zu finden – nach dem 30jährigen Krieg wurden z.B. das Allgäu von Tirol aus und Franken von Böhmen aus fast neu bevölkert, im 19. Jahrhundert brachen die Europäer in Millionenzahl nach Amerika auf, im 20. Jahrhundert holte man immer mehr Arbeitskräfte ins Land, die heute einen nicht mehr wegzudenkenden Teil der deutschen Bevölkerung darstellen. Auch Bürgerkriegsflüchtlinge und Asylbewerber kennen wir seit vielen Jahren. Immer wieder kam die Angst auf, das sei nicht zu bewältigen – und immer wieder lehrte die Erfahrung, dass es anders war. Wir können nicht in die Zukunft sehen. Doch es ist Optimismus gefragt, nicht die Angst.

Professorin Dr. Marita Krauss vertritt in der Universität Augsburg den Lehrstuhl für Europäische Regionalgeschichte sowie Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte. Zu ihren wichtigsten Forschungsthemen gehören Migration und Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen, die Geschichte von Emigration und Remigration, aber auch bürgerliche Wirtschaftseliten in Bayern sowie Herrschaftspraxis in Bayern und Preußen.

Dieser Text geht zurück auf einen Vortrag im Haus des Deutschen Ostens in München zum Themenschwerpunkt des Jahres 2016 „Integration und Identität gestern und heute“. Weitere Veranstaltungen unter **hdo.bayern.de**

Zum Weiterlesen

Marita Krauss, Sarah Scholl-Schneider, Peter Fassl (Hg.), Erinnerungskultur und Lebensläufe. Vertriebene zwischen Bayern und Böhmen im 20. Jahrhundert – grenzüberschreitende Perspektiven. Volk Verlag München 2013.



Die Sprache zur Rede stellen. Was wir wie über wen sagen und warum, macht den manchmal gar nicht feinen Unterschied

Text: Nadja Ofuatey-Alazard

Am Anfang war das Wort. Evangelist Johannes

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, das ist das Geschäft der besten Köpfe. Johann Wolfgang von Goethe

Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.

Victor Klemperer

Sprache ist umkämpftes Terrain. bell hooks

Es beginnt immer mit Worten. Erst fällt die Hemmschwelle bei den Worten, und dann kommen die Taten. Heiko Maas

Sprachen sind die Archive der Geschichte. Ralph Waldo Emerson

Definitionen geben mehr Auskunft über die Definierenden als über die Definierten.

Toni Morrison

Die Sprache ist die Infrastruktur im Land des Denkens.

Rainer Kohlmayer

„Flüchten Sie bitte weiter. Hier gibt es nichts zu wohnen“, war Ende Januar zynisch auf Schildern am Ortseingang von Sondershausen im Norden Thüringens zu lesen. Der Elan der deutschen Willkommenskultureuphorie ist verpufft. Hassreden im Internet und bei öffentlichen Veranstaltungen heizen die geladene Stimmung weiter auf. Morddrohungen per Postkarte – trieben den Zornedinger Pfarrer Olivier Ndjimbi-Tshiende, einen gebürtigen Kongolesen – zum Rücktritt. Der Wortlaut: "Ab mit dir nach Auschwitz" und "Nach der Vorabendmesse bist du fällig".

Brandreden. Hate Speech.

Allein in den ersten sechs Wochen des jungen Jahres 2016 wurden laut Angaben des Bundesinnenministeriums 118 Übergriffe gegen Asylunterkünfte, darunter 17 Brandstiftungen und 27 Gewaltdelikte, verübt. 2015 waren es bereits 1029 Straftaten. Seit 1989/90 zählte die Amadeu-Antonio-Stiftung 187 Morde aus rassistischen oder rechtsextremistischen Motiven. Jüngste Umfragen haben gezeigt, dass ein Viertel der Deutschen ‚fremdenfeindlichen‘ Aussagen zustimmt und dass 16% finden, dass „weiße Menschen die Welt regieren sollten“.

Den Soundtrack liefert hasserfüllte Sprache, sog. *Hate Speech*, besonders im Internet – in den Kommentarfunktionen der Zeitungen, in Auseinandersetzungen in den Social Media und auf öffentlichen Veranstaltungen. Diese von Drohungen, Beleidigungen, Häme und Hetze geprägte Sprache erfüllt teilweise den Tatbestand der Volksverhetzung, kommt oftmals aber auch subtiler daher.

Etikettenschwindel. Schönreden.

Der Begriff „Fremdenfeindlichkeit“ oder auch „Xenophobie“, vormals auch „Ausländerfeindlichkeit“, findet noch immer in der Kriminalberichterstattung, in Teilen der Sozialwissenschaften und der politischen Debatte Verwendung. Von der

Kritischen Rassismusforschung wird er aber mit Vorbehalt betrachtet: Es sind meist eben keine ‚Fremden‘, die Opfer von rassistischer Gewalt und Diskriminierung werden. Die Opfer der NSU-Morde waren ja keine Fremden, sondern lebten langjährig in deutschen Städten, darunter auch München und Nürnberg, als ansässige Geschäftsleute, Nachbarn, Steuerzahler. Der in diesem Zusammenhang entstandene Euphemismus „Döner-Morde“ machte eine recht steile und breite mediale Karriere im deutschsprachigen Raum, ehe er dann zum Unwort des Jahres 2012 gekürt wurde und endlich verschwand. In der Jurybegründung des Negativpreises heißt es: "Mit der sachlich unangemessenen, folkloristisch-stereotypen Etikettierung einer rechtsterroristischen Mordserie werden ganze Bevölkerungsgruppen ausgegrenzt und die Opfer selbst in höchstem Maße diskriminiert, indem sie aufgrund ihrer Herkunft auf ein Imbissgericht reduziert werden." Auch Afrodeutsche wie auch andere deutsche PoC (*Persons of Color*) sind keine Fremden, werden aber allzu oft so markiert: Das beginnt im Alltag mit scheinbar harmlosen Erkundigungen wie „Wo kommen Sie denn URSPRÜNGLICH her?“ oder Bewertungen: „Sie sprechen aber gut Deutsch“. Sie werden im *Racial Profiling* diskriminiert. Wenn sie sich in für nicht-weiße Menschen gefährliche Stadtviertel oder Regionen trauen oder eben dort leben, nützt es ihnen natürlich nichts, wenn sie im Falle eines Angriffs noch schnell ihren deutschen Pass zücken oder die Nationalhymne anstimmen.

An den willkürlichen Konstruktionsprozessen von vermeintlich ‚Fremden‘ oder ‚Anderen‘, dem „*Othering*“, sind wissenschaftliche, mediale, politische und andere Akteure der Gesellschaft mittels Sprache, gepaart mit Macht, beteiligt. Fremde gehören ja per Definition nicht zur eigenen Gesellschaft, haben von daher kein *wirkliches* Anrecht auf kulturelle oder materielle Ressourcen – da kommt dann natürlich und selbstverständlich Fremdenfeindlichkeit auf, flüstert die krude Logik des Begriffs. Der synonyme Begriff der Xenophobie liefert eine quasi kausale naturgegebene Erklärung für Gewalt und Ausgrenzung. Eine Phobie ist eine spontane, unkontrollierbare Angststörung, sie lässt sich nicht wegdiskutieren, der/die Phobiker*in steht quasi nicht in der Verantwortung. Mit beiden Begriffen – „Fremdenfeindlichkeit“ wie auch „Xenophobie“ – wird so eine Art Steilvorlage geliefert, die noch dazu die Täterperspektive einnimmt.

Die vermeintlich ‚fremdenfeindliche‘ Tat wird aber nicht verübt, weil das Opfer eine bestimmte Eigenschaft oder Herkunft hat, sondern weil der Täter oder die Täterin eine bestimmte Einstellung hat. In der öffentlichen Kommunikation, insbesondere den Medien, wird der Begriff fast immer dann verwendet, wenn es eigentlich um *rassistisch motivierte* Straftaten geht. Wenn also ein Mensch oder eine Menschengruppe als biologisch, religiös, kulturell oder sozial „anders“ und „gleichzeitig minderwertig“ konstruiert wird, während *Weißsein* und Christentum als meist unausgesprochene Markierer der Norm fungieren. So wird schön(er) geredet, was nicht schön zu reden ist. Auch wenn Menschen in Deutschland aus der weißen Mehrheitsgesellschaft heraus mit dem ‚Migrationshintergrund‘ versehen werden, ist damit selten ihre Staatsbürgerschaft oder die Herkunft ihrer Eltern gemeint. Denn die Kinder *weißer* Schweizer*innen, Norweger*innen oder Amerikaner*innen werden im landläufigen Sprachgebrauch nicht derart bezeichnet. Gemeint sind damit gewöhnlich vom *Weißsein* abweichender Phänotypen und/oder vom Christentum divergierende Religionen, derzeit insbesondere der Islam.

Machtworte. Wortmacht.

Worte schaffen Zustände. Sprache als menschengemachter Schauplatz von Artikulation beeinflusst Weltwahrnehmung und Verhalten und strukturiert die Handlungsweisen von Individuen, Gruppen oder Institutionen. Machtausübung ist bedingt durch Sprache und Sprache konstituiert Macht. Fremdheit ist ein soziales Konstrukt durch die Mehrheit. Bei Inklusion wie Exklusion von Menschen spielt Sprache eine aktive und tragende Rolle.

Dass es innerhalb einer Sprachgemeinschaft also unterschiedliche Meinungen darüber gibt, ob ein bestimmter Ausdruck als diffamierend, rassistisch oder als Hassrede gelten sollte oder nicht, ist nicht weiter verwunderlich. Mitglieder einer privilegierten Gruppe empfinden einen sprachlichen Ausdruck häufig deshalb nicht als herabwürdigend oder verunglimpfend, weil er sich nicht gegen sie, sondern eben gegen eine – von ihrer postulierten Normwarte aus gesehen – abweichende Gruppe richtet. Die eigene Prägung wird nicht als solche und somit subjektiv benannt,

sondern als objektiv verklärt und führt gepaart mit dem mangelnden Bewusstsein der eigenen Privilegiertheit zum blinden Fleck hinsichtlich anderer Lebens- und Erfahrungswelten und damit zur Empathielosigkeit.

Die Begriffe, Metaphern und Konzepte, mit denen wir selbstverständlich hantieren, prägen unser Bild von der politisch-sozialen Wirklichkeit. Wenn die schwarze Kulturwissenschaftlerin bell hooks von »Sprache als umkämpftem Terrain« spricht, fragt sie damit auch: Wer hat »das Sagen« und wer findet »kein Gehör«? Wer hat die Deutungsmacht über Sprache und wer wird bei Protest meist belächelt oder ignoriert? Wessen Sprache findet in welchen Foren, Medien, Kanälen Gehör? Wer wird wie von wem benannt? Und wer wird sprachlich ausgeschlossen? Wessen und welche Sprache schafft es in die Wörterbücher, Kinderbücher, Schulbücher, Leitmedien? Gerade Medien spielen bei der Konstruktion des ‚Anderen‘ oder des ‚Fremden‘ eine bewusstseinsbildende Schlüsselrolle. Was durch diesen Filter passiert, verrät also nicht nur vieles über den in die Welt gerichteten Blick, sondern insbesondere Aussagekräftiges über das Selbstbild, denn letzteres wird, wie vom britischen Kulturwissenschaftler Stuart Hall theoretisiert, meist via direkten Umweg über das Fremdbild erstellt: „Die Engländer sind nicht deshalb rassistisch, weil sie die Schwarzen hassen, sondern weil sie ohne die Schwarzen nicht wissen, wer sie sind.“ Hierbei ist noch eine weitere Dimension von Sprache relevant: Sprache fungiert als historisches Archiv. Sie tradiert gewisse kulturgeschichtliche Konzepte und Vorstellungen, die im Werdegang der jeweiligen Wortschöpfung machtvoll waren. Der Mainzer Germanist Rainer Kohlmayer dazu: „In der deutschen Sprache gibt es wie in jeder anderen zahlreiche Spuren uralter Gewaltverhältnisse. Zum Beispiel der Knechtungszusammenhang von ‚hören‘, ‚horchen‘, ‚gehören‘, ‚gehorsamen‘. Man muss sich gegen das raffinierte Geraune der Vatersprache zur Wehr setzen.“ Das sollte uns natürlich nicht vom (empathischen) Zuhören abhalten, aber eben vom (blinden) Gehorsam.

Gleichzeitig ist dieses Spracharchiv aber auch lebendig und dynamisch wandelbar. Und somit umkämpft: Sprache ist vielen Menschen eine Heimat. Sie sollte schon deshalb so inklusiv wie möglich sein.

Tödliche Metaphern.

Der US-amerikanische Linguist George Lakoff analysiert die Metaphern, die Politiker*innen in öffentlichen Debatten benutzen, um die öffentliche Sicht auf politische Verhältnisse zu steuern. Wortschöpfungen wie die „Achse des Bösen“ oder der „Krieg gegen den Terror“ strukturieren laut Lakoff tiefgreifend unser Denken und Handeln. Metaphern könnten töten, behauptete er deshalb 1990 in seinem Text „Metapher und Krieg“, dessen Kernidee er dann jeweils im 10-Jahres-Intervall auf's Neue anhand der jeweils aktuellen amerikanischen Geopolitik überprüfte.

Rezipient*innen nahmen Politiker-Metaphern-Assemblagen derart ernst und eben wortwörtlich, dass es allein aufgrund metaphorischer Wortschöpfungen möglich sei, die Bevölkerung beispielsweise von der Notwendigkeit zu überzeugen, Kriege anzuzetteln und dabei Zehntausende von zivilen Opfern in Kauf zu nehmen. Die zentrale metaphorische Aussage des Zweiten Golfkriegs „Saddam ist ein Tyrann. Er muss gestoppt werden!“ etwa verschleierte, dass die 3000 Bomben, die allein in den ersten beiden Kriegstagen den Irak trafen, nicht nur auf diese eine Person zielten, sondern viele Tausende töteten und verletzten. Mittels der Metapher waren sie unsichtbar gemacht worden. Die Metapher suggerierte, dass der Krieg nur gegen Saddam Hussein geführt wurde, nicht gegen das irakische Volk.

Ein Experiment an der Universität Stanford aus dem Jahr 2012 belegt die Lakoff'schen Thesen eindrucksvoll. Die Psycholog*innen Paul Thibodeau und Lera Boroditsky ließen knapp 500 Proband*innen in mehreren Experimenten einige Textstellen über die steigenden Kriminalitätsraten in der fiktiven Stadt Addison lesen und wurden dann dazu befragt. Der einzige Unterschied: In manchen Texten wurde die dramatisch zunehmende Kriminalität mit einem verheerenden Virus verglichen, in den anderen mit einer wütenden Bestie. Die Zahlen und Kriminalstatistiken waren jeweils identisch. Diejenigen Proband*innen, die es in ihren Texten mit einem Untier zu tun gehabt hatten, rieten mehrheitlich zu unnachgiebiger Verfolgung, Inhaftierung und harten Sanktionen, während die Virus-Metapher die Probanden mehrheitlich in Richtung Ursachenerkundung, Armutsbekämpfung und besserer Bildungschancen tendieren ließ.

Abschließend sollten die Teilnehmer*innen noch darüber Auskunft geben, welcher Teil der Berichte ihrer Meinung nach für sie am stärksten meinungsbildend war. Lediglich 15 Personen nannten die sprachliche Metapher als Grund, während die

überragende Mehrheit überzeugt war, dass es vor allem die Zahlen und Fakten gewesen seien, die für ihre Wahl der Maßnahmen ausschlaggebend war.

Sprachbilder wirken also stark unbewusst.

Wenn also bei uns hier und heute allenthalben von „Flüchtlingskrise“, „Flüchtlingswelle“, „Flüchtlingsflut“ die Rede ist – was liegt näher, als Dämme zu bauen, wenn doch ein Tsunami das Land bedroht? Die Begriffe „Sozialtourismus“ oder „Wirtschaftsflüchtling“ suggerieren, dass Flucht und Migration leichtfüßige Freizeitbeschäftigungen sind, um sich unverdient deutsche Ressourcen anzueignen. Ein Wirtschaftsflüchtling ist also kein „echter Flüchtling“... und überhaupt: In der deutschen Sprache gibt es kaum positiv konnotierten Worte, die auf „-ling“ enden. Na gut, immerhin: Frühling, Schmetterling. Ansonsten signalisiert das -ling meist: Passivität, mangelnde Authentizität, hierarchische Unterlegenheit und wird meist ironisch, diminutiv oder abwertend benutzt: Schönling, Günstling, Fremdling, Neuling, Zögling, Winzling, Wüstling ... Flüchtling. „Geflüchteter Mensch“ klingt da ganz anders.

Wortwechsel. Sprachwandel.

Wie wichtig Sprache bei der Weltwahrnehmung ist und wie sehr Spracharbeiter*innen in der öffentlichen Kommunikation selbst auch in bestehende Machtungleichgewichte und die Produktion von Unterschieden verstrickt sind, sollte hier angerissen werden. In Deutschland hat heute jede*r fünfte Bewohner*in eine rezente Migrationsgeschichte, aber in den deutschen Redaktionen gibt es nur 1% Journalist*innen mit einer derartigen (Familien)Biographie.

Die „Neuen deutschen Medienmacher“ (NDM) wurden 2008 als Verein von und für Journalist*innen mit Migrationsgeschichte als professionelles Netzwerk gegründet. Zum einen fehlen dem NDM in den Redaktionen der Republik oftmals migrantische Perspektiven und eine hinreichende Kompetenz und Sensibilität bei der Darstellung gesellschaftlicher Vielfalt. Ihre Zielsetzung ist es, quantitativ und qualitativ mehr Diversität auf allen Ebenen der deutschen Medienbetriebe zu schaffen und eine dahingehende Qualitätssteigerung und Mehrdimensionalität in der Berichterstattung

wie auch der journalistischen Aus- und Fortbildung, die Medien wie auch Rezipient*innen zugutekommt. Ein weiteres Aktionsfeld ist die Nachwuchsförderung durch Mentor*innenprogramme.

Gesellschaftlicher Wandel sollte sich auch in Sprache widerspiegeln, befanden die Netzwerkmitglieder. 2011 veröffentlichten die NdM die ersten Formulierungshilfen für die Berichterstattung über die Neonazi-Mordserie des NSU. 2013 begann der NDM dann unter der Schirmherrschaft des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge das Glossar „Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland“ zu entwickeln. Diese Formulierungstipps für Redaktionen und andere Akteure der öffentlichen Kommunikation wurden in intensiven Diskussion mithilfe zahlreicher Wissenschaftler*innen und Praktiker*innen zu zentralen Themen der Einwanderungsgesellschaft erstellt und werden laufend weiterentwickelt.

Die Begriffserläuterungen und Alternativen sollen der Präzisierung von Begriffen dienen und bieten praktische Vorschläge für die differenzierte und nicht-diskriminierende Bezeichnung von minorisierten Gruppen wie auch Mehrheitsangehörigen und ihren wechselseitigen Verschränkungen. Das Glossar hat derzeit knapp 200 Einträge, die in die Rubriken „Migration“, „Asyl“, „Islam“, „Kriminalitätsberichterstattung“ sowie „Wer sind ‚wir‘, wer sind ‚die Anderen‘?“ aufgeteilt sind. Orientierungsbedarf und Nachfrage sind zur Freude der Initiator*innen groß. Natürlich gibt es auch Kritik. Die Süddeutsche Zeitung bezeichnete die NdM-Glossar Autor*innen jüngst als „Türsteher der Sprache“,... die „den Wörtern wieder Fesseln anlegen“ möchten ... und mit dem Glossar „eine Art Vademecum für den richtigen Umgang mit Wörtern zum Themenkomplex Einwanderung“ herausgegeben hätten.

Der Reflex, sich derart vehement gegen Formulierungstipps zu sträuben, ist im Kern wohl der Irritation geschuldet, die dann entsteht, wenn ein privilegierter Mensch aufgefordert wird, die eigene Positioniertheit zu benennen wie auch die eigenen Privilegien kritisch zu reflektieren. Hier also geht es um das Privileg, andere Menschen so zu benennen, wie ‚es‘ schon immer getan wurde – egal, wie diese Bezeichnungen zustande kamen und wie derart bezeichnete Menschen sich selbst nennen oder wie sie eben benannt werden wollen. Zum anderen geht es um das Sonderrecht, selbst nicht im Sinne der eigenen ‚ethnischen‘ Zugehörigkeit und

entsprechenden Prägung benannt werden zu wollen. Eine kritische Selbstreflexion über die eigene Befangenheit, Privilegiertheit und resultierender Betriebsblindheit könnte ja den Wandel im Denken, Sprechen und Handeln befördern. Für so manche*n eine bedrohliche Vorstellung ... man könnte sich ja sich selbst entfremden...

Nadja Ofuatey-Alazard, im Schwarzwald geboren, ist Diplomjournalistin und lebt in München. Sie war mehrere Jahre in der US-amerikanischen Filmproduktion tätig und arbeitete danach in Deutschland als Filmemacherin, Produktionsleiterin, Autorin, Herausgeberin, Moderatorin und Pressereferentin. Außerdem ist sie Co-Leiterin des BIGSAS-Literaturfestivals der Universität Bayreuth.

Zum Weiterlesen

- Susan Arndt, Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): „Wie Rassismus aus Wörtern spricht, (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache“. Ein kritisches Nachschlagewerk. Münster, Unrast 2011
- "'Geh sterben!' – Umgang mit Hate Speech und Debattenkultur im Internet", Broschüre der Amadeu Antonio Stiftung amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/hatespeech.pdf
- Länderbericht Deutschland 2014 der Europäischen Kommission gegen Rassismus und Intoleranz (ECRI): coe.int/t/dghl/monitoring/ecri/Country-by-country/Germany/DEU-CbC-V-2014-002-DEU.pdf
- Die Europarat-Kampagne „No Hate Speech“ will Hassreden im Netz bekämpfen, Internet-affine junge Menschen zum Engagement gegen *Hate Speech* ermächtigen, Betroffenen Ansprache, Rat und Schutz bieten: nohatespeechmovement.org
- Die Neuen deutschen Medienmacher e. V. (NdM), ein Netzwerk von Journalist*innen mit Migrationsgeschichte, setzen diese Kampagne in Deutschland um, betraut vom **Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend** neuemedienmacher.de;
- [hier auch das Glossar](http://neuemedienmacher.de/wissen/wording-glossar/) „Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland“ neuemedienmacher.de/wissen/wording-glossar/
- lokale Netzwerke des NdM in Bayerischen Städten neuemedienmacher.de/lokale-netzwerke/muenchen/ und neuemedienmacher.de/lokale-netzwerke/nuernberg/

Europa vor Europa

Die künstlerische Bildungsmigration des 19. Jahrhunderts

Text: Walter Grasskamp

Im Europa des 20. Jahrhunderts standen die erschütternden Formen der Migration im Vordergrund, darunter die Vertreibung vieler jüdischer Intellektueller und moderner Künstler durch Nationalsozialismus und Stalinismus sowie die großen Verwerfungen durch Krieg, Flucht und Umsiedlung, wie sie heute wieder virulent sind.

Angesichts solcher erzwungenen Auswanderungen sind andere Formen der Migration in Vergessenheit geraten, die weniger dramatisch verlaufen sind und oft sogar freiwillig waren, aber auch eine große politische Bedeutung hatten, nämlich für die Herausbildung eines europäischen Bewusstseins.

Europa vor Europa

Dazu gehört die Migration, die im 19. Jahrhundert die Ausbildung von Künstlern und Architekten prägte, ihre Wanderjahre, die sie über viele Grenzen hinweg in Zentren von europaweiter Ausstrahlung führten, nach Rom, nach Paris und nicht zuletzt auch nach München. War es bis zum 18. Jahrhundert weitgehend den Mitgliedern der Aristokratie vorbehalten gewesen, sich auf einer *Grand Tour* die künstlerischen und landschaftlichen Attraktionen Europas anzusehen, so stellte im 19. Jahrhundert das Bürgertum einen wachsenden Anteil unter jenen, die ihrer Kunstausbildung wegen an die bedeutendsten Akademien in Paris, Düsseldorf und München strömten.

Daneben blieben Italien und Griechenland weiterhin herausragenden Attraktionen der Bildungsmigration, allerdings nicht wegen ihrer Akademien, sondern weil hier die Vorbilder des Klassizismus im Original zu studieren waren.

So war der begehrteste Preis der Pariser École des Beaux-Arts der Prix de Rome, der es den geförderten Künstlern erlaubte, sich jahrelang in der Villa Medici

aufzuhalten, um den geringen Preis, ein paar Kopien für die Sammlungen französischer Museen wieder mit nach Hause zu bringen. Daneben wurden herausragende Studenten auf die archäologischen Fundstätten in Griechenland und Italien entsandt, um in handwerklich großartigen Aquarellen aus penibel vermessenen Bestandsaufnahmen der Ruinen ihre Visionen eines glänzenden Ursprungszustandes zu entwickeln.

Damals war die Antike die mythische Herkunftslandschaft Europas, nicht zuletzt Athen, und der Klassizismus die europäische Sprache der Kunst. Sie bildeten die grenzübergreifende Grundlage eines emphatischen Selbstverständnisses der kulturellen und politischen Eliten Europas - was nicht ausschloss, dass weiterhin Kriege geführt wurden, denn von kaum etwas anderem berichtet ja auch die antike Literatur so viel. Und es waren auch nicht die Kriege allein, welche die dunkle Seite des europäischen Klassizismus ausmachten, sondern vor allem die Sklaverei, für die man sich ebenfalls auf die Antike berufen konnte, freilich für einen nunmehr weltweiten Menschenhandel in global organisierter Verschleppung.

Dagegen schrieb die Binnenmigration Europas ein glückliches Kapitel der Geschichte, als die Grand Tour des 18. und die künstlerische Bildungsmigration des 19. Jahrhunderts für die Herausbildung eines europäischen Bewusstseins sorgten, dem der Klassizismus eine genuin europäische Kunstsprache lieferte.

Diese Migration war allerdings auch unvermeidlich, weil Kunstbücher noch eine Seltenheit und ihre Illustrationen, falls überhaupt vorhanden, nicht fotografisch waren. Zudem hatten die meisten europäischen Ländern noch keine eigenen Akademien, die dort erst später von Rückkehrern aus Paris oder München gegründet wurden. Die antiken Fundstätten, die Museen und Akademien boten daher

europäische Identifikationsorte in einer Intensität, die sich heute kaum mehr nachvollziehen lässt.

Nationale Konvertierung

Lange war es nicht mehr präsent gewesen, wie sehr gerade München zwischen 1850 und 1914 als mitteleuropäische Metropole der Kunst glänzte, die viele Studenten aus dem Ausland anzog. Erst 1990 wurde durch Wolfgang Kehrs wegweisende Publikation München als „Kreuzpunkt europäischer Kultur“ wieder ins Bewusstsein gehoben, was dann 2008 anlässlich der Jubiläumsausstellung der Akademie im Haus der Kunst als europäisches Panorama der Malerei eindrucksvoll die Räume füllte: Ein Europa vor Europa.

Wie es für die kulturellen Bildungsmigranten des 19. Jahrhunderts typisch war, gingen sie nach dem Ende der Ausbildung in ihre Herkunftsländer zurück, wo viele der Heimkehrer nun das in München erlernte Idiom des Klassizismus auf ihren Heimatmärkten zur Formulierung nationaler Identitäten einsetzten: die Kunstsprache Europas wurde in die kleineren Münzen eines rapide erstarkenden Nationalismus konvertiert, um nationale Mythen bildhaft werden zu lassen oder überhaupt erst zu konstruieren.

Diese Krise des europäischen Selbstverständnisses stand im Zentrum der Forschungsarbeit zahlreicher Wissenschaftler und Kuratoren aus ganz Europa, die für das Akademiejubiläum 2008 den Spuren ihrer Nationalkünstler des 19. Jahrhunderts nachgingen und ein durch viele Ereignisse, auch des 20. Jahrhunderts, verschüttetes Europa der Kunst wieder aufleben ließen.

Bohème als Utopie

Bald nach der nationalen Konvertierung des europäischen Klassizismus sollte er als Akademismus zum Feindbild einer modernistischen Bewegung werden, die – von Paris, München und Berlin ausgehend – ebenfalls wieder europaweit ausstrahlte, wenn auch nicht mehr vornehmlich über die Akademien, sondern über einen rapide gewachsenen bürgerlichen Kunstmarkt, der eines seiner wichtigsten Zentren im Münchner Glaspalast besaß. Nun entstand ein anderes, neues Europa der Kunst, nämlich eines der Avantgarden, wofür gerade der Münchner *Blaue Reiter* ein Musterbeispiel war, der russische, deutsche, spanische und französische Künstler sowie solche aus der Schweiz und Österreich zusammentrommelte.

Dieser Internationalismus kam aus einem neuen Milieu, das an den europäischen Wegkreuzungen der Kunstwelt des 19. Jahrhunderts entstanden war und schon das *Fin de siècle* geprägt hatte: die Bohème. Als innerstädtische Randexistenz hatte diese sich schon im 19. Jahrhundert durch unkonventionelle Haartracht und demonstrativ abweichende Kleidung bemerkbar gemacht. Es war diese Tracht einer stolz improvisierenden Armut, die dem Milieu den Namen einbrachte, der in Frankreich ursprünglich für die exotische Erscheinung aus Böhmen und anderen Gegenden zugewanderter Zigeuner geprägt worden war.

Nun wurde er für ein bunt gemischtes Soziotop adaptiert, das aus Schauspielern, Schriftstellern, Musikern, Tänzern, Malern und Bildhauern bestand sowie aus ihren publizistischen Parteigängern, Sammlern und anderen Dandys. Schon zum Jahrhundertende war es durch das Libretto von Puccinis gleichnamiger Oper

romantisiert worden, als eines der Armut vielversprechender Talente im Aufbruch der Künste zur Moderne.

Vielleicht hat es in Europa nie ein so integrationsfreudiges Milieu gegeben wie das der Bohème, wo das Bekenntnis zur Moderne und die Gegnerschaft zur Bourgeoisie jeden Pass ersetzten. Unter dem Druck der Kriege, Pogrome und Revolutionen im Osten Europas erhielt dieses Milieu großen Zulauf durch viele Emigranten, und neben Paris und München wurde nun auch Berlin zu einer Hauptstadt des kulturellen Europa.

Es war genau dieses Milieu, das Hitler dann mit einem geschickt ausgespielten Populismus als Kosmopolitismus diffamierte und in die Emigration zwang, allerdings mit unvorhersehbaren Ergebnissen. Da für viele der sozusagen ästhetischen Flüchtlinge der Weg schließlich in die USA führte, trug die Emigration maßgeblich dazu bei, die moderne Kunst international durchzusetzen, die Hitler national besiegen zu können geglaubt hatte.

Europa nach Europa

In der Nachkriegszeit wurde diese moderne Kunst aus der Emigration reimportiert und rehabilitiert, wenn auch nur in der westlichen Hälfte Europas. Dort kam ihr als ästhetischem Synonym des Freien Westens eine enorme kulturpolitische Bedeutung zu, nicht zuletzt auch die einer neuen europäischen Kunstsprache. Allerdings verlor die Nachkriegsmoderne schon vor Ende des 20. Jahrhunderts jene prägende Kraft, wie sie einst der Antike eigen gewesen war, nämlich als Bezugswert eines gemeinsamen kulturellen Selbstverständnisses dienen zu können. Dafür war nicht

zuletzt der Einbruch der Popkultur verantwortlich, die als kultureller Ausdruck einer neuen Konsumentenidentität und als Amerikanisierung Westeuropas empfunden wurde.

Geblichen ist dagegen ein anderes Erbe der Nachkriegszeit, nämlich statt des ästhetischen ein ethisches Selbstverständnis Westeuropas, das aus den beiden Weltkriegen moralische Konsequenzen gezogen hatte und nun ein Asylrecht ebenso in seinen Gesetzen verankerte wie eines zur Kriegsdienstverweigerung, Toleranz als zivilisatorische Haltung normierte und schließlich sogar, im Schengener Abkommen, die Aufhebung der rituellen Ausweispflicht an den Staatsgrenzen verfügte.

Nach dem Fall des Eisernen Vorhanges und der Einbeziehung ehemals kommunistischer Staaten in die EU hat man erwartet, dass sich dort automatisch auch diese Werte der westlichen Nachkriegsgesellschaft ausbreiten würden. Dieses Europa steht aber heute auf dem Prüfstand angesichts der Migration aus einem Mittelmeerraum, dem die Antike einst viele prägende Einflüsse verdankt hatte, die ja im heutigen Sinne nie rein europäisch gewesen war - die mythische Europa ist historisch korrekt aus Kleinasien entführt worden, aus der Levante!

Wie im 19. Jahrhundert das Europa des Klassizismus in nationale Kunstmythen konvertiert wurde, so bewirkt die Migrationswelle aus dem Mittelmeerraum nun erneut eine unvorhergesehene Re-Nationalisierung Europas, und es sieht so aus, als ob dem „Arabischen Frühling“ der Herbst Europas folgen könnte.

Professor Dr. Walter Grasskamp ist Ordinarius für Kunstgeschichte an der Akademie der Bildenden Künste in München und Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

Zum Weiterlesen

- Wolfgang Kehr: Die Akademie der Bildenden Künste München – Kreuzpunkt europäischer Kultur, München 1990
- Nikolaus Gerhart/Walter Grasskamp/Florian Matzner (Hrsg.): 200 Jahre Akademie der Bildenden Künste München, München 2008
- Monika Flacke: Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama, München/Berlin 1998
- Christian Fuhrmeister/Birgit Jooss (Hrsg.): *Nationale Identitäten – Internationale Avantgarden. München als europäisches Zentrum der Künstlerausbildung*
<http://www.zeitenblicke.de/2006/2/>





aviso Einkehr

Das Wirtshaus „Zum Gutmann“ in Eichstätt

Text: Peter Leuschner

Die Wirtshaus-Tradition in dem markanten Jura-Fachwerkbau unterhalb des Eichstätter Kugelbergs, in der einst historischen Buchtal-Vorstadt, unweit des profanierten Barock- Klosters Notre Dame, dem heutigen Infozentrum Naturpark Altmühltal, ist noch jung, sehr jung sogar. Erst 1997 wurde aus dem über 350 Jahre alten Ackerbürger-Anwesen die Gaststätte „Zum Gutmann“ samt Kleinkunstbühne – beides mittlerweile eine Institution in der alten Bischofs- und jungen Universitätsstadt. Originell: Die Rückwand des Saals, ehemals Stadel, ist nackter Fels, an den das Jurahaus angelehnt ist.

Jurahaus! So heißen die seit dem Mittelalter aus heimischem Kalkstein errichteten und mit dünnen Kalkplatten gedeckten Häuser. Auffälligstes Charakteristikum sind ihre flachgeneigten und mit dünnen Plattenkalken belegten Steindächer. Da die Vorkommen dieser Plattenkalke auf wenige Brüche zwischen Solnhofen und Kelheim beschränkt sind, gibt und gab es diesen archaischen Haustyp nur in einem etwa 50 Kilometer breiten Streifen entlang der Altmühl zwischen Weißenburg und Regensburg. Die „Steinigkei“ der Jurahäuser ist auch beim Wirtshaus „Zum Gutmann“ zu spüren. Natürlich ist auch das Portal aus Jurastein, eingemeißelt „HS“ und „1635“ - das Jahr zuvor hatten die Schweden die Stadt ein zweites Mal gebrandschatzt.

Begründet hat die Wirtshaus-Tradition "Am Graben", wo sich in seltener Geschlossenheit Jurahaus-Giebel an Jurahaus-Giebel reiht, der „Bräu“ von Titting - und der Zufall. Zufällig waren Fritz Gutmann, Senior-Chef der seit 1855 im Familienbesitz befindlichen ehemals fürstbischöflichen Brauerei im Tittinger Schloss, unweit von Eichstätt, und seine Frau Rosa auf das leerstehende und heruntergekommene Gebäude gestoßen. 1988 erwarben sie es – um es zu erhalten.

Was für ein mutiges Signal in einer Zeit, da Jurahäuser völlig zu Unrecht den allerschlechtesten Ruf hatten und als "unbewohnbar" galten. Tatsache jedoch ist: Diese frühen Öko-Bauten sind von höchster baulicher und ästhetischer Qualität und „für die Ewigkeit gebaut“. Doch statt sie zu sanieren, riss man sie vor allem ab den 1960er-Jahren tausendfach ab– tragisches Ende einer der grandiosesten Hauslandschaften Europas. Auch Eichstätt, die „Welthauptstadt“ der Jurahäuser, blieb von den verschiedenen Abbruch-Wellen nicht verschont. Geradezu exemplarisch zeigten da die Gutmanns die Alternative zur Zerstörung auf. Während sie 1989 noch ohne ein Nutzungskonzept mit den Vorarbeiten zur Rettung begannen, wurde nur einige hundert Meter weiter eines der wichtigsten Eichstätter Jurahäuser dem Erdboden gleichgemacht – das spätmittelalterliche Geburtshaus des großen Humanisten und Dürer-Freundes Willibald Pirckheimer (1470 bis 1530).

Die junge Wirtshaus-Geschichte des „Zum Gutmann“ ist also auch eine Denkmal-Rettungs-Geschichte. Die anfängliche Idee, in dem bäuerlich geprägten Haus ein Studenten-Kino zu eröffnen, mündete irgendwann in Pläne für ein Wirtshaus mit Kultur. Der Stadel mit dem Felsen als Rückwand sollte zur Bühne für die Kleinkunst werden. Bei der Umsetzung ließ man sich Zeit. Ohne Termindruck, dem schlimmsten Feind einer sensiblen Renovierung, wurden alte Dielenbretter von da und Steinböden von dort recycelt, alles bei völliger Beibehaltung des originalen Raumgefüges. Erhalten werden konnte auch die interessante Dachwerks-Konstruktion von etwa 1690. Und selbstredend bekam das Haus wieder sein Legschiefer obendrauf, wie die Kalkplattendächer zwar falsch aber volkstümlich heißen.

Diese Neugeburt eines alten Hauses hat auch mit der Aufgeschlossenheit der Gutmanns für die Denkmalpflege und ihrem nicht auf Tracht und Brauchtum reduzierten Heimatbegriff zu tun. Der damals zuständige Gebietsreferent des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Dipl. Ing. Paul Unterkircher, lief bei ihnen offene Türen ein – auch mit der Freilegung des lange verputzten

Sichtfachwerks. Von seinem Engagement schwärmen die Bauherren noch heute. Spuren hinterlassen hat auch der vom Bayerischen Fernsehen als "Der Wirtshaus-Architekt" titulierte Hans Metz, ein gebürtiger Münchner, Jahrgang 1915. Zwei von Fritz Gutmanns Geschwistern hatten den Experten für unverfälschte Gemütlichkeit und Gasthof-Kultur schon früher beschäftigt: Seine Schwester Antonie und ihr Mann Otto Böhm vom Klosterbräu in Bergen bei Neuburg und der jüngere Bruder Hans Gutmann, der in Titting ein ererbtes Jurahaus als „Bräustüberl“ reaktivierte. Architekt Hans Metz starb 1997 – dem Geburtsjahr des „Zum Gutmann“.

Längst hat sich das Stadtbauernhaus als Gasthof etabliert, ebenfalls die Kleinkunst. In vier Stuben – zwei im Erdgeschoss, zwei im ersten Obergeschoss – sowie im Saal zelebriert das Wirts-Trio Fred Pfaller, Heidi Stachel und Stephan Kaspar regionale und andere Schmankerl vom Eichstätter Wurstsalat in Essig-Öl-Marinade (6,50) bis zum Stoelzl-Brot (Schweinefilet gebraten, auf geröstetem Schwarzbrot, 10,50). Die Biere kommen natürlich aus der eigenen, nur 15 Kilometer entfernten Brauerei im kleinen Markt Titting an der Anlauter. Aus Kinding, wo die Anlauter in die Altmühl mündet, kam übrigens Michael Gutmann (1806 bis 1879), der Urahn der Brauer-Dynastie Gutmann, deren Hefeweizen legendären Ruf hat. Auf dem sehenswerten Eichstätter Ostfriedhof, fast in Sichtweite des „Zum Gutmann“, liegt er begraben...

Wen es nun noch dorthin drängt, wo das Gutmann-Weizen entsteht, der wird einen Ausflug ins landschaftlich reizvolle Anlautertal und nach Titting nicht bereuen. Unter dem historischen Gebäck der kürzlich generalsanierten mittelalterlichen Wasser-Burg, die später zum Pflegschloss mutierte und seit 1707 Brauerei ist, schlägt nach wie vor das Herz des Familien-Unternehmens. Und gleich gegenüber lockt das „Bräustüberl“ mit Biergarten und originaler Sommerkegelbahn.

Peter Leuschner ist Journalist und Autor. 1984 gründete er in seinem Schloss Hofstetten den Jurahaus-Verein.

Wegbeschreibung

Vom Marktplatz mit dem Willibaldsbrunnen sind es nur einige hundert Meter, am Gabrieli-Gymnasium vorbei. Wer von der Ostenstraße kommt (Parkplätze hinter dem ehemaligen Waisenhaus, gegenüber der Sommerresidenz und dem Hofgarten), folgt der langsam ansteigenden Straße „Am Graben“; rechter Hand ist der barocke Klosterkomplex von Notre Dame mit der sehenswerten Kuppelkirche.

Wirtshaus „Zum Gutmann“

Pächter: Fred Pfaller

Am Graben 36 / 85072 Eichstätt

Telefon:008421.904716

www.gutmann-eichstaett.de

EINKEHR

DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANNT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »aviso EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DES HALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCHBAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAU KULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HER VORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.



Werkstatt

Von Juden, Negern und Übersetzern

Political Correctness oder Kulturelle Höflichkeit als Gratwanderung

Text: Axel Monte

Als der Oetinger Verlag sich 2009 entschloss, in neuen Auflagen von *Pippi Langstrumpf* ein Wort wie „Negerkönig“ durch „Südseekönig“ zu ersetzen, löste die Frage, wie das zu beurteilen sei, eine Diskussion aus, deren Aufgeregtheit erstaunen lässt. Sehr häufig standen sich die Vertreter zweier extremer Positionen gegenüber. Zum einen die Ideologen einer Political Correctness, zum anderen jene, die aus einem Ressentiment heraus gerade die politisch Korrekten mit Häme überziehen und für die ein guter Mensch („Gutmensch“) etwas Verachtenswertes ist. Da allein schon der Begriff „Political Correctness“ so ein rotes Tuch zu sein scheint, sollte man vielleicht lieber wie Elmar Holenstein von „Cultural Politeness“ sprechen. In seinem Artikel „Kulturelle Höflichkeit“ schreibt er: „Es gibt im Deutschen noch eine ganze Reihe abschätziger ethnischer Bezeichnungen, die sich nicht gerade vornehm anhören, weder für diejenigen, auf die sie angewandt werden, noch für diejenigen, die sie verwenden. Anstelle von *Hottentotten* und *Buschmännern* hat sich in der angloamerikanisch dominierten wissenschaftlichen Literatur *Khoisan* durchgesetzt.“ Und vergessen wir nicht, dass sich vieles still und leise im Laufe der Zeit von selbst erledigt. So ist das Wort „Australneger“ inzwischen aus unserem Sprachgebrauch so gut wie verschwunden und die Bezeichnung „Aboriginies“ für uns normal geworden, ohne dass sich irgendjemand groß darüber aufgeregt hätte.

Fagin zum Ersten

Ich muss gestehen, die Diskussion nur am Rande verfolgt zu haben, als ich um diese Zeit herum für die Reclam Bibliothek an einer Neuübersetzung von *Oliver Twist* arbeitete. In Dickens' Roman ist es nun kein Neger, über den man stolpert, sondern ein Jude. Nicht weil er Jude ist, stolpert man, sondern wegen der Art und Weise, wie

er als solcher charakterisiert wird. Schon der erste Auftritt des Schurken Fagin gerät wenig schmeichelhaft, antisemitische Stereotypen (verfilzte Haare, kaftanartiges Gewand) klingen bei der Beschreibung durch und werden nachdrücklich verstärkt durch die dazugehörige Illustration von George Cruikshank, auf der auch die angeblich „typische jüdische“ Nase zu sehen ist: „In einer Bratpfanne, die mit einer Schnur am Kaminsims befestigt war, brutzelten über dem Feuer ein paar Würstchen, und darüber gebeugt stand, mit einer Röstgabel in der Hand, ein sehr alter runzlicher Jude, dessen abstoßendes Schurkengesicht hinter einem Gewirr verfilzter roter Haare verschwand. Er war mit einem schmierigen Flanellgewand ohne Kragen bekleidet und schien seine Aufmerksamkeit zwischen der Bratpfanne und einem Wäscheständer, an dem eine große Anzahl seidener Schnupftücher hing, zu teilen.“ Sein Kumpan, der brutale Einbrecher Bill Sikes, zeichnet dann etwas später in wenigen Sätzen ein unmissverständliches Bild von Fagins Charakter: „„He, was zum Teufel ist hier los?“, knurrte eine tiefe Stimme. ‚Wer schmeißt da nach mir? Zum Glück hab ich nur das Bier und nich den Krug abgekriegt, sonst hätt ich jetzt jemand vertrimmt. Hätt ich ja wissen können, dass nur’n verfluchter, reicher, diebischer und verlogener alter Jude sich leisten kann, auch’n anderes Getränk als Wasser wegzuschütten, wo er obendrein seine Wasserrechnung eh nie bezahlt.““ Und kurz darauf fährt Sikes fort: „„Was treibst du hier? Die Jungs piesacken, du lüsterner, habgieriger, un-er-sätt-li-cher alter Hehler?“, sagte der Mann und setzte sich gemächlich hin.“

Das nahm ich zum Anlass, mich ein wenig mit Dickens’ Verhältnis zu den Juden und mit der diesbezüglichen Rezeptionsgeschichte von *Oliver Twist* zu beschäftigen und im Nachwort zu schreiben: „Geradezu erschreckend auf den heutigen Leser wirken die antisemitischen Stereotype, die Dickens verwendet hat, um möglichst nachdrücklich die Gestalt eines ‚stage jew‘, eines Bühnenjuden, zu zeichnen, etwa nach Art des Shakespeareschen Shylock.“ Zudem zeige ich die Veränderung auf, die Dickens’ Haltung bei seiner Darstellung von Juden erfährt, von einer unbewussten, in der damaligen Zeit fraglos akzeptierten negativen, zu einer bewussten, für die Problematik sensibilisierten Haltung. Dabei erläutere ich zugleich meine Entscheidung, in der Übersetzung auf die Charakterisierung einer Person als „Jude“ zu verzichten: „Als in den Jahren 1867/68 eine neue Ausgabe seiner Werke erscheint, streicht Dickens in *Oliver Twist* an zahlreichen Stellen das Wort ‚Jude‘ und

ersetzt es durch ‚Fagin‘. Auch in den Texten, die er für seine berühmten szenischen Lesungen bearbeitet hat, fungiert Fagin lediglich als ‚Hehler‘.

Die vorliegende Übersetzung, die sich ansonsten nach der Ausgabe von 1846 richtet, der letzten, die Dickens grundlegend überarbeitet hat und die daher als die maßgebliche gilt, folgt ihm in dieser späteren Streichung und verzichtet komplett auf die Charakterisierung einer Person als Jude, ohne dass dadurch das Verständnis der Geschichte im geringsten beeinträchtigt würde. Hierin liegt auch der entscheidende Unterschied zu Mark Twains *Huckleberry Finn*, von dem immer wieder einmal Ausgaben erscheinen, in denen das Wort ‚Nigger‘ getilgt wurde. In *Huckleberry Finn* ist Rassismus jedoch eines der zentralen Themen, während das Thema Antisemitismus in *Oliver Twist* keinerlei Rolle spielt. Neben Fagin sind von dieser Änderung noch der Wirtsbursche Barney und ein namenloser Kleidertrödler betroffen. Der Grund dafür liegt keinesfalls in einer ideologischen Political Correctness, sondern schlicht darin, dass die entsprechenden Phrasen heute – nach Pogromen und Holocaust – nicht mehr das Bild eines pittoresken Bühnenjuden heraufbeschwören, sondern sich wie antisemitische Hetzpropaganda lesen.“

Auf Nachfrage, ob es wegen meines Eingriffs im Verlag Diskussionen gegeben habe, erklärte der Lektor: „Ich habe das seinerzeit in der Lektoratskonferenz vorgetragen und alle fanden es einleuchtend. Deshalb hat es auch gar keine Diskussion gegeben bei uns.“

Ich möchte nochmals betonen, dass es sich bei dieser Streichung nicht um eine oberflächliche Political-Correctness-Kosmetik handelt, sondern um etwas, das tief in unsere Sprache und unser Bewusstsein hineinwirkt.

Sprache und Verantwortung

In ihrem bemerkenswerten Buch *Mein weißer Frieden*, in dem sich Marica Bodrožić, deutsche Schriftstellerin kroatischer Herkunft, mit den Kriegen während und nach der Auflösung Jugoslawiens auseinandersetzt, beschäftigt sich die Autorin ausführlich mit der Rolle, die Sprache als Propaganda- und Herrschaftsinstrument spielt, und damit, was sie dabei anrichten kann. So erinnert Bodrožić daran, dass die allerersten

Granaten, die auf das tapfere und geschundene Sarajevo fielen, „Sprachgranaten“ waren und der feige Mord an dem Idealisten Zoran Djindjić „in einer hetzerisch-derben Sprache schon lange vorbereitet“ war. Bodrožić bezieht sich bei ihren Analysen immer wieder ausdrücklich auf Martin Buber und den von ihm beschriebenen Zusammenhang zwischen Sprache und Menschlichkeit. Bei Buber steht ein „sprachlich zentrierter Humanismus“ im Mittelpunkt, die „Ehrfurcht vor dem Wort“. Das erfordert natürlich von jedem einen verantwortlichen Umgang mit der Sprache und den Versuch, sich möglicher Folgen ihres Gebrauchs und Missbrauchs bewusst zu werden. Man stelle sich zum Beispiel vor, was die antisemitischen Phrasen des suggestiv sprachmächtigen Dickens bewirken, wenn sie sich, vorgelesen, ins Bewusstsein von Kindern regelrecht einfräsen, „weil der Antisemitismus durch den literarischen Genius verstärkt wird“. Was für ein Bild wird sich da im Geiste festsetzen? Jeet Heer fasst zusammen: „Der Jude ist schmutzig, der Jude ist ein Verbrecher, der Jude ist ein Verderber der Kinder, der Jude schätzt Geld höher als menschliche Beziehungen, der Jude steht mit Gift in Verbindung, der Jude ist ein Verräter im Stile Judas', der Jude ist ein Tier, der Jude ist ein Mörder, der Jude ist der Teufel.“

Dickens späteres Umdenken in seiner Haltung zur Verwendung antisemitischer Klischees dürfte auch mit diesem Wissen um Verantwortung zu tun gehabt haben. Und unterschätze nur niemand die Beständigkeit und Hartnäckigkeit bössartiger Klischees. Als sich Will Eisner, der Nestor der Graphic Novel, daranmachte, Material für seine Adaption von *Oliver Twists Fagin the Jew* zu sammeln, fiel ihm Folgendes auf: „Beim Sichten der Illustrationen der Originalausgabe von *Oliver Twist* fand ich unzweifelhafte Beispiele optischer Diffamierung in der klassischen Literatur. Die Erinnerung an ihre schreckliche Verwendung durch die Nazis im Zweiten Weltkrieg ist ein weiterer Beleg für die Langlebigkeit bössartiger Klischees.“

Die Meyrinksche Übersetzung

Bevor ich auf einige Rezensionen zu meiner Übersetzung eingehe, ist es angebracht, einen Blick auf die *Twist*-Übersetzung von Gustav Meyrink zu werfen – die wohl nach wie vor mit am weitesten verbreitet und allgemein wohlgelesen ist –, weil in den Besprechungen immer wieder darauf Bezug genommen wird. Meyrinks

Übersetzung ist ursprünglich 1916 im Albert Langen Verlag München erschienen; inzwischen gibt es davon aber mehrere Lizenzausgaben und vor allem auch Hörbücher. Der Übersetzer hat Dickens' Text höchst eigenwillig „gestraft“ und recht frei ins Deutsche übertragen. Auch bei Meyrink betrifft die auffälligste Änderung gegenüber dem Original Fagin. Sein Fagin jiddelt, was er bei Dickens mitnichten tut, dort spricht er zumeist ein gepflegtes Englisch, was ihn von seinen Kumpanen abhebt. Meyrinks Fagin dagegen „jiddelt (wie der Übersetzer G. Meyrink Prager Juden in seinem *Golem* jiddeln ließ) oder spricht in jüdisch idiomatischen Wendungen [...]“, schreibt Dietmar Pertsch. Er zitiert folgende Stelle als Beispiel: „Weigeschrieen, Gott über die Welt‘, jammerte Fagin, ‚und was sagen denn Sie, Nancyleben? Das is e Gerechtigkeit?“

Bei Dickens heißt es dagegen so: „This is hardly fair, Bill, hardly fair, is it, Nancy?‘ inquired the Jew“, was ich wie folgt übersetzt habe: „Das ist kein ehrlich Spiel, Bill, kein ehrlich Spiel, nicht wahr, Nancy?‘, sagte der alte Hehler.“ Die Umgangssprache der einfachen Leute und Ganoven wird von Meyrink zuweilen – aber keineswegs durchgängig – mit Dialektbrocken wiedergegeben. So berlinern Bill Sikes und Nancy hin und wieder. Unter anderem heißt es bei Meyrink: „Det gloob ick ooch‘, erwiderte die junge Dame“, womit jede Illusion, man befände sich im viktorianischen London, in sich zusammenstürzen dürfte. Im Original steht dagegen schlicht „I should think not!“ replied the young Lady“. Für die Einschätzung des Stellenwerts der Meyrinkschen Übersetzungen ist vielleicht auch folgender Passus aus dem Eintrag in der *Neuen Deutschen Biographie* aufschlussreich: „M.s Traum, frei von finanziellen Verpflichtungen, die seit dem Konkurs in Prag auf ihm lasteten, zu leben, erfüllte sich trotz eines monatlichen Fixums vom Verlag des ‚Simplicissimus‘ nicht. So übernahm er 1909 den Auftrag einer Dickens-Übersetzung, die er in kurzer Zeit fertigstellte, indem er mit Hilfe eines Diktiergeräts (Parlograph) vom Blatt übersetzte.“

Reaktionen

Von den zweiundzwanzig Rezensionen oder Buchhinweisen, die mir zu meiner Übersetzung bekannt sind, äußern sich die allermeisten positiv zur Sprache und heben die Qualität von Anmerkungen und Nachwort hervor. Jedoch gehen nur vier auf die Problematik mit dem „Juden Fagin“ ein.

Den Anfang machte Hannes Stein in Die WELT. Sein Bild von der ethnisch-religiösen Kennzeichnung „Jude“ als aufgemaltem Schnurrbart entspricht ziemlich genau meiner Äußerung im Nachwort, dass das Verständnis der Geschichte durch die Streichung nicht im Geringsten beeinträchtigt würde. Stein schreibt: „Die Übersetzung von Axel Monte ist schön und zuverlässig, er trifft den ironisch-sarkastischen Ton genau. Bemerkenswert ist seine deutsche Nachschöpfung aber auch aus folgendem Grund: Dickens hat mit Fagin eine der großen antisemitischen Figuren der englischen Literatur geschaffen, ein veritables Monster. (Die andere große antisemitische Figur ist selbstverständlich Shylock, der rachsüchtige Wucherer in Shakespeares *Kaufmann aus Venedig*.) Dickens war wohl gar nicht bewusst, was er da angerichtet hatte; und nach einem Briefwechsel mit Eliza Davis – einer Freundin, die Jüdin war – entschloss er sich, dass ‚Fagin the Jew‘ in einer Neuauflage an den meisten Stellen nur noch ‚Fagin‘ heißen sollte, ohne jeden Zusatz. Axel Monte hat in seiner Übersetzung das Wort ‚Jude‘ nun ganz weggelassen. Die interessante Entdeckung ist, dass dies überhaupt möglich war. (Beim Shylock wäre es das nicht, der spricht ständig von seinem ‚jüdischen‘ Hass auf die Christen, die ihn umgeben.) Die ethnische Kennzeichnung ‚Jude‘ ist bei Fagin mithin so etwas wie ein aufgemalter Schnurrbart – man kann sie wegwischen, ohne etwas zu verlieren.“

Etwas skeptischer sieht es die Berliner Zeitung. Dort heißt es: „Oliver Twist wurde von Axel Monte in pointenreiches, nicht flapsiges Deutsch gebracht. [...] Monte erlaubt sich einen gravierenden Eingriff: Er erwähnt nicht, dass der Schurke Fagin Jude ist. Im sehr interessanten Nachwort erklärt er, wie Dickens später selbst dran knabbert, trotzdem überzeugt das nicht recht.“ Leider wird nicht verraten, warum das nicht überzeugt.

In der Frankfurter Rundschau vom selben Tag wird der vermutlich gleiche Autor bzw. die Autorin ein wenig deutlicher: „Dickens zweiter Roman (1837 bis 1839) wurde unter anderem von Gustav Meyrink übersetzt. Wer einmal exemplarisch das Kapitel von der Verurteilung Fagins liest – ‚Es war das Freudengeschrei des Volkes draußen, womit es die Nachricht begrüßte, dass der Jude am Morgen sterben werde‘ – registriert nicht nur Meyrinks gediegenen altertümlichen Stil.“ Hier irrt der

Rezensent. Bei Meyrink kommt diese Stelle gar nicht vor, sie ist seinen Kürzungen zum Opfer gefallen. Der Leser, so der Rezensent weiter, „begreife auch, was es bedeutet, dass Axel Monte in seiner Neuübersetzung Fagin nie als Juden bezeichnet. Sein Argument, dass ‚die entsprechenden Phrasen heute – nach Pogromen und Holocaust – nicht mehr das Bild vom pittoresken Bühnenjuden heraufbeschwören, sondern sich wie antisemitische Hetzpropaganda lesen‘, ist fraglich. Genauso könnte man sagen, dass man gerade deshalb der Originalversion ins Auge schauen sollte. Monte erklärt auch – zeitgeschichtlich mit Blick auf die Emanzipation der Juden hochinteressant –, dass schon Dickens nacharbeitete: Für eine spätere Druckfassung strich er das ‚Jude‘ mehrfach, bei seinen Lesungen in Amerika mied er es ganz. Montes Übersetzung ist insgesamt pointenreich, ohne flapsig zu sein und lebhaft genug, dass selbst der blasse Oliver Farbe bekommt. Ihre Grenzen liegen im Buch selbst. Dickens wird noch kühner werden. Die Anmerkungen bieten feinste englische Kulturgeschichte.“ (ith.)

„Der Originalversion ins Auge schauen“ – das wollen wir gerne sogleich tun, und zwar bei dem zitierten Satz aus der fälschlich als „Meyrinksche“ bezeichneten Übersetzung. Dort heißt es bei Dickens: „It was a peal of joy from the populace outside, greeting the news that he would die on Monday.“ Also keine Rede vom „Juden“, und es ist wohlgemerkt auch keine der besagten Stellen, an der Dickens das Wort später gestrichen hat, weil es eben schon in der ursprünglichen Fassung gar nicht vorkommt. Bleibt nur die Möglichkeit, dass Kolb das Wort „Jude“ eingefügt hat, so wie ich es anderswo gestrichen habe. Es drängt sich zuweilen der Verdacht auf, die Leser möchten einfach, dass der Schurke Fagin ein Jude ist, sie möchten, das er jiddelt, sie suchen darin das „Tümelnde“, was ihnen – warum auch immer – ein behagliches Gefühl verschafft. So bewirbt zum Beispiel der Hörbuchverlag 123Classic seine Oliver Twist-Ausgabe wie folgt: „Bei den Übersetzungen des Werkes aus dem Englischen gibt es deutliche Unterschiede. Als die wahrscheinlich beste Übersetzung gilt die von Gustav Meyrink, welche die Vorlage für das Hörbuch lieferte. Die ‚alte‘ Sprache des 1868 in Wien geborenen Meyrinks erweckt die Zeit des Manchester Kapitalismus, in der Oliver Twist spielt, wieder zum Leben. Besonderen Charakter haucht Meyrink den Protagonisten zudem ein, indem er ihnen in den Dialogen verschiedene Dialekte zuweist. Für den Schauspieler und Sprecher Frank Stöckle ist der Roman eine Fundgrube für sprachliche Feinheiten: Seine feinen

Interpretationen der meyrink'schen Dialekte verleihen den Romanfiguren Individualität, Charme und Sprachwitz.“

Entsprechend wird dies von den Lesern goutiert, wie man einer Kundenrezension zur Meyrinkschen Übersetzung in der Ausgabe von dtv bei Amazon entnehmen kann: „Was mir vor allem gefallen hat war, dass die Textpassagen mancher Personen mit Akzent geschrieben wurden und dem ganzen so noch etwas mehr Atmosphäre geben. Besonders gut kommt das meiner Meinung nach bei dem jiddischen Akzent von Fagin („dem Juden“) rüber.“ Zumindest eine Besprechung macht eine Ausnahme, sie lobt ausdrücklich die „Dialektfreiheit“ meiner Neuübersetzung: „Wo vormalige deutsche Übersetzungen hilflos hinter der Eleganz der Dickensschen Formulierungen zurückbleiben und diese in gestelzte, um Witzigkeit bemühte Ungetüme verwandelten (teilweise mit grässlichem bayerischem Dialekt?!), stellt sich die neue, zeitlos anmutende Übersetzung als äußerst lesbar – mit großem Suchtfaktor – und doch authentisch dar.“ Die vierte Rezension schließlich, die sich mit dem Thema auseinandersetzt, wurde von einem Edwin Baumgartner verfasst und erschien am 23.12.2011 in der Wiener Zeitung. Betitelt ist sie mit „Der verschwiegene Antisemitismus“. Wer daraus ableitet, im folgenden Artikel würde aufklärerische Arbeit geleistet, um bisher verborgene antisemitische Hetze aufzudecken, wird jedoch enttäuscht werden. Tenor ist stattdessen das ebenso abgedroschene wie verlogene „man wird doch wohl noch sagen dürfen“. „Verlogen“, weil ja jeder sagen darf. Der Beitrag behandelt zwar weitere Fälle antisemitischer Stellen bei britischen Autoren (Christopher Marlow, William Shakespeare, Oscar Wilde und Agatha Christie), aber Anlass und Hauptstoßrichtung bildet meine damals gerade neu erschienene Neuübersetzung von *Oliver Twist*.

Das „verschwiegen“ in der Überschrift ist schon deshalb gelinde gesagt irreführend, da ich, soweit mir bekannt, der erste Übersetzer bin, der sich explizit mit diesem Thema bei *Oliver Twist* auseinandergesetzt und das im Nachwort offen dargelegt hat. Der Rezensent hat zudem eine recht einfältige Vorstellung vom „korrekten“ Übersetzen; das geht nämlich so: „Übersetzen, was der Autor geschrieben hat. Was sonst?“ Die zahlreichen eklatant unterschiedlichen Übersetzungen (nicht nur von Dickens) lassen sich mit solch schlichter Maxime, nach der es ja nur eine gültige eins zu eins Übersetzung gäbe, freilich nicht in Übereinstimmung bringen. Das Urteil der

Wiener Zeitung lautet jedenfalls: „Solches Werk zu tun steht einem Übersetzer, auch nach Auschwitz, nicht zu.“ Am Ende der Rezension wird dann jedoch die Meinungsfreiheit in Großbritannien gepriesen, die sich auch auf zwielichtige Gestalten wie David Irving erstreckt. Diesem steht es also durchaus zu – „auch nach Auschwitz“ –, den Holocaust zu leugnen.

Fagin zum Zweiten

Einige Jahre später folgte dann eine Art ironisches Nachspiel. Während meiner Arbeit an *Oliver Twist* stieß ich auf Will Eisners (1917-2005) Graphic Novel *Fagin the Jew*, worin der Schurke die Geschichte aus seiner Sicht erzählt. Von diesem Buch war ich so angetan, dass ich es gerne zugleich mit *Oliver Twist* auf Deutsch veröffentlicht hätte. So sehr ich mich jedoch bemühte, ließ sich erst einmal kein Verlag dafür finden. Ob es daran lag, dass es im Buch um Juden und Antisemitismus geht, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls war meiner Verlagssuche erst 2014 Erfolg beschieden. Die Übersetzung erschien dann im September 2015 bei Egmont.

In diesem Fall ist der Antisemitismus eindeutig Thema des Buches. Eisner hat sich in seinem Spätwerk darauf konzentriert, der Entstehung und Auswirkung von Antisemitismus und Vorurteilen nachzuforschen, neben *Fagin the Jew* (2003) auch in seinem letzten Werk *The Plot* (2005), in dem es um die gefälschten Protokolle der Weisen von Zion geht.

Hier stand für mich also außer Frage, Bezeichnungen wie „Jude“ als zum inhaltlichen Verständnis des Buches unerlässlich beizubehalten. Nun änderte der Verlag aber ausgerechnet den Titel von *Fagin der Jude* zu *Ich bin Fagin*, wozu er sich vom Lizenzgeber auch das Plazet eingeholt hatte.

Auf meinen Hinweis, Fagin würde doch gerade als Jude eine zentrale Rolle im Buch spielen, begründete der Verlag seine Entscheidung damit, er wolle „den Fokus nicht so vordergründig auf den Juden legen, zumal dies in Deutschland ein sensibles und besonderes Thema ist, sondern mehr auf den literarischen Bezug zu Charles Dickens' *Oliver Twist* und die übergreifende kritische Betrachtung von rassistischen Stereotypen in Literatur und Comic.“ Da ich diese perspektivische Verschiebung aus

Sicht des Verlags nachvollziehen konnte und ansonsten keine weiteren Änderungen im Text erfolgten – also auch jedes „Jude“ im Buchinnenteil erhalten blieb –, war ich mit dem neuen Titel einverstanden. Von den achtzehn Rezensionen und Buchhinweisen, die mir bekannt sind, machen vier eine Bemerkung zum geänderten Titel. So schreibt Andreas Platthaus 19.10.2015 in einem Blog der Frankfurter Allgemeinen Zeitung: „Oder nun auf Deutsch: *Ich bin Fagin*. Die alles andere als wörtliche Übersetzung führt mitten hinein in das, worum es Eisner ging. Denn sein knapp hundertzwanzigseitiger Comic nahm sich einer literarischen Figur an, die als Inbegriff eines antisemitischen Klischees gilt: dem Bandenchef Fagin aus Charles Dickens 1837/38 in Fortsetzungen erschienenem Roman *Oliver Twist*. Dieser Fagin erscheint darin fast ausschließlich als ‚Fagin the Jew‘ oder auch nur ‚the Jew‘, bis Dickens selbst den Roman dreißig Jahre nach der Erstpublikation überarbeitete und das Attribut fast überall strich. Aber da war das Buch längst schon so erfolgreich, dass die Figur Fagin in aller Gedächtnis war. [...] Auch heute noch scheut man in Deutschland, wie die Übersetzung von Eisners Buchtitel zeigt, vor der pauschalen Bezeichnung als ‚der Jude‘ zurück. Mit *Ich bin Fagin* hat der Egmont Verlag eine exzellente Lösung gefunden, denn man muss diesen Titel lesen als eine Absetzung von Dickens: ‚Ich bin Fagin‘, sagt die Hauptfigur aus Eisners Band, der böse Mann aus dem Roman ist es nicht, denn er ist reines Klischee.“

Im Online-Kulturmagazin „Musenblätter“ heißt es weniger reflektiert: „In Charles Dickens’ *Oliver Twist* von 1837/38 heißt die Figur des Hehlers und Bandenchefs, der Oliver ausbeutet, abschätzig ‚Fagin the Jew‘, ein Name, den Will Eisner (1917-2005) plakativ für seine Graphic Novel über die Vor- und Entwicklungsgeschichte des Fagin Moses als Titel übernommen hat. Er darf das, denn selber Spross jüdischer Vorfahren, steht er außer Verdacht antijüdischer Hetze. Im Deutschen geht das natürlich nicht, also kommt Eisners Story hier unter dem Titel *Ich bin Fagin* auf den Markt.“ Einmal wird die Änderung lediglich angemerkt: „In seinem 2003 entstandenen Comic *Fagin the Jew* (der deutsche Titel des Buch ist mit *Ich bin Fagin* alles andere als werkgetreu) erhält der Schurke eine tragische Vorgeschichte [...]“.

Der Buchhinweis im Tagesspiegel vom 29.10.2015 lässt jedoch schon allein durch die Formulierung und das Fehlen jedweder weiteren Erklärung ein Ressentiment vermuten: „Traurig nur, dass der so rehabilitierte Fagin im Titel der nun vorliegenden

deutschen Fassung, *Ich bin Fagin*, kein Jude sein darf.“

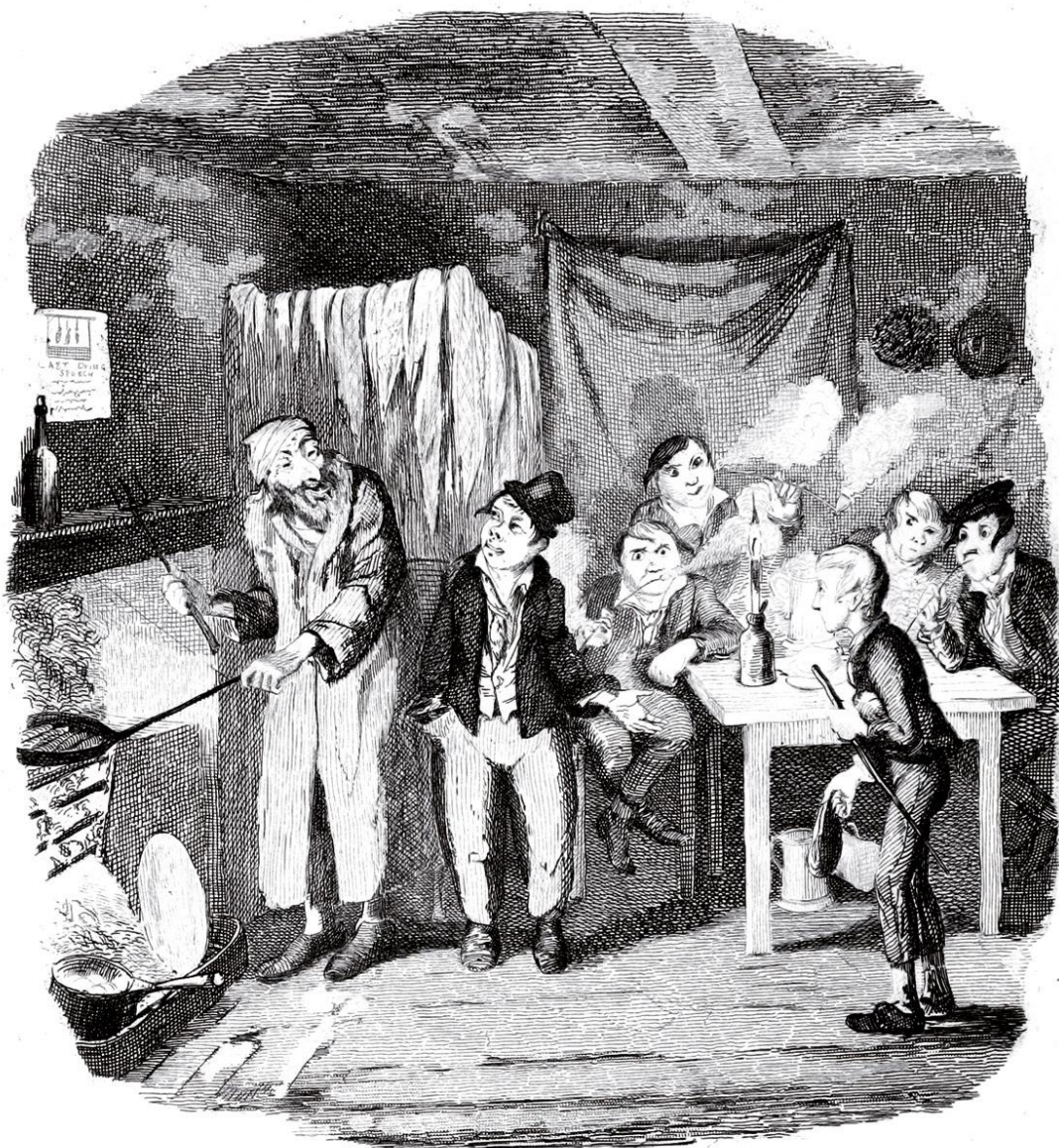
An dieser Stelle ist es vielleicht sinnvoll, sich noch einmal zu vergegenwärtigen, auf welche Weise Eisner dazu gekommen ist, sich mit den Themen Rassismus und Antisemitismus auseinanderzusetzen. In den 1940er Jahren hat Eisner in seiner ersten großen und erfolgreichen Comicserie *The Spirit* (erschieden 1940-52), die afroamerikanische Nebenfigur Ebony White (Ebenholz Weiß) geschaffen, die „Neger-Dialekt“ sprach und Humor in die Detektivgeschichten bringen sollte. Das schien Eisner in seinem „Bemühen um Leserschaft eine gute Idee zu sein“. Dabei erkannte Eisner nach eigenem Bekunden nicht, dass seine „Darstellung von Ebony historisch betrachtet im Widerspruch zu dem Zorn“ stand, den er empfand, wenn er „in Kunst und Literatur Antisemitismus entdeckte“. Erst später begriff er, „dass es ‚böse‘ und ‚gute‘ Klischees gab, es kam auf die Absichten an. Weil Klischees ein wichtiges Werkzeug in der Sprache des graphischen Geschichtenerzählens sind, obliegt es den Comicautoren, seine Auswirkungen auf die öffentliche Meinung zu erkennen“.

Womit wir wieder beim oben erörterten verantwortlichen Umgang mit Sprache wären. Und dieser verantwortliche Umgang wird – um ein Fazit zu ziehen – auch weiterhin mein entscheidendes Kriterium beim Übersetzen sein. So kann es geschehen, dass ich das Wort „Jude“ einmal streiche, weil es rein diffamierend ist, so wie in *Oliver Twist*, es ein anderes Mal jedoch als wesentlich für die erzählte Geschichte betrachte, wie bei *Fagin the Jew*, wo ja lediglich der Titel geändert wurde. Und ich werde mir weiterhin weder von der Ideologie der politisch Korrekten noch von der ihrer Gegner vorschreiben lassen, wie in diesen Fällen zu verfahren ist. Es geht nicht um richtig oder falsch, sondern um Angemessenheit.

Der Theologe, Ethnologe und Indologe **Dr. Axel Monte** ist er als Übersetzer, Herausgeber und Autor tätig. Seit 2009 gibt er die Schriftenreihe „Books Ex Oriente“ heraus. Er übersetzte Autoren der angelsächsischen Weltliteratur wie Charles Dickens, D.H. Lawrence, R.L. Stevenson oder Virginia Woolf und der indischen und islamischen Geisteswelt wie Rabindranath Tagore, Muihammad Iqbal oder Rumi. 2014 erhielt er das Übersetzerstipendium des Freistaats Bayern.

Zum Weiterlesen

- Marica Bodrožić, Mein weißer Frieden. Luchterhand, München 2014
- Charles Dickens, Oliver Twist. Deutsch von Gustav Meyrink. Diogenes, Zürich 1982; Charles Dickens, Oliver Twist. Norton Critical Edition. W. W. Norton, London 1993
- Charles Dickens, Oliver Twist oder der Werdegang eines Jungen aus dem Armenhaus. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen und Nachwort von Axel Monte. Philipp Reclam jun., Stuttgart 2011
- Will Eisner, Ich bin Fagin. Die unerzählte Geschichte aus Oliver Twist. Aus dem Englischen von Axel Monte. Egmont Graphic Novel, Köln, 2015; hier auch das Nachwort von Jet Heer.



George Cruikshank



Resultate

Ein Paradies im Kaukasus oder Xenophon hat doch recht Die Ausgrabungen der Museen am Königsplatz im Kaukasus

Text: Florian Knauß

Früher war es noch üblich, dass große Museen auch federführend an archäologischen Ausgrabungen beteiligt waren. Mit Adolf Furtwängler und Dieter Ohly leiteten im 20. Jahrhundert zwei Direktoren der Glyptothek Ausgrabungen auf Ägina, die wichtige Aufschlüsse zur Aufstellung der „Ägineten“, der heute in der Glyptothek aufgestellten Skulpturen des Aphaia-Tempels, lieferten.

Heute „graben“ die Museen meist verborgene Schätze in ihren Depots aus, so wie in unserem Fall zuletzt die reichen Hinterlassenschaften der Etrusker, die aktuell in einer Sonderausstellung präsentiert werden. Doch in den vergangenen zehn Jahren wurden auch wieder archäologische Ausgrabungen unter Führung der Museen am Königsplatz durchgeführt. Sie hatten jedoch nicht ein zentrales griechisches Heiligtum zum Ziel, sondern den mächtigen Gegenspieler der Hellenen, das Perserreich. Die griechischen Städte hatten sich zwischen 490 und 479 v. Chr. in den so genannten Perserkriegen, in den Schlachten bei Marathon, Salamis und Plataiai, ihre Unabhängigkeit erkämpft. Der Freistaat Bayern, die Gerda Henkel Stiftung, die Fritz Thyssen Stiftung sowie die Aserbaidshanische Akademie der Wissenschaften finanzierten die Feldforschungen einer Gruppe deutscher, aserbaidshanischer und georgischer Archäologen bei der Ortschaft Karacamirli. Diese liegt im Westen Aserbaidshans, also nicht nur außerhalb der griechischen Oikumene, sondern auch weit entfernt von den Zentren des Reiches der Achaimeniden in Pasargadai, Persepolis und Susa (**Abb. 1**).

Doch dort, im Kaukasus, an der Peripherie des von Kyros dem Großen um 550 v. Chr. begründeten Reiches, gelang es, nicht nur die bedeutendste achaimenidische Anlage außerhalb Irans freizulegen, sondern auch das noch immer vorherrschende historische Bild vom Perserreich ins Wanken zu bringen. Nach dem gängigen Vorurteil waren die Nachfolger von Dareios dem Großen (reg. 522–486 v. Chr.)

unfähige Despoten, die persische Armee wenig schlagkräftig und der Zusammenhalt des Reiches fragil – was man aus verschiedenen Satrapenaufständen ableitete. Besonders im antiken Athen war die antipersische Propaganda verbreitet. Dass Frauen bei den Persern verantwortungsvolle Positionen einnehmen konnten und sich auch bisweilen in die Politik einmischten, war für die Athener offenkundiger Nachweis von Schwäche. Dies alles führte nach Ansicht vieler antiker wie moderner Historiker zwangsläufig dazu, dass das Reich der Achaimeniden beim Ansturm Alexanders des Großen wie ein Kartenhaus in sich zusammenfiel.

Unsere Ausgrabungen im Kaukasus zeigen, dass gegen 470–450 v. Chr. zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer ein dichtes Netz von imposanten Verwaltungszentren angelegt wurde (**Abb. 2**). Das größte von ihnen konnte nun bei Karacamirli in weiten Teilen freigelegt werden.

Die Ruinen eines gewaltigen Palastes liegen auf dem Gurban Tepe inmitten einer ummauerten Fläche von 450 × 425 Meter. Darüber hinaus konnten bis jetzt vier weitere Großbauten der Perserzeit bei Karacamirli ausgegraben werden (**Abb. 3**). Geomagnetische Untersuchungen und Oberflächenfunde von Bauskulptur aus Kalkstein zeigen, dass ihre Zahl sogar noch größer gewesen sein muss.

Noch heute vermitteln die erhaltenen Mauerstümpfe der einstigen persischen Residenz einen Eindruck von der Pracht dieser Anlage (**Abb. 4**). Die bis zu 2,70 Meter starken Mauern aus luftgetrockneten Lehmziegeln stehen noch mannshoch an. Der im Grundriss fast quadratische Bau besaß an drei Seiten eine weitgehend geschlossene Fassade, aber nach Osten öffnete sich das Gebäude über eine offene, von zwei Säulenreihen getragene Vorhalle. Von den Säulenstellungen haben sich die Basen aus Kalkstein erhalten (**Abb. 5**). Die Säulenschäfte und Kapitelle dagegen waren offensichtlich aus Holz und sind vergangen. Auch im großen Audienzsaal hinter der Eingangshalle sowie in verschiedenen Sälen für die Bewohner und Bediensteten befinden sich die kunstvoll gearbeiteten Säulenbasen noch an ihrem ursprünglichen Platz.

Ein solcher Palast war ein multifunktionales Gebäude, das neben repräsentativen auch administrative Aufgaben erfüllen musste, nicht zuletzt aber als Wohnsitz eines hohen persischen Würdenträgers diente. Ein Thronpodest an der Rückwand des zentralen Säulensaals gibt zu erkennen, dass der Hausherr dort vermutlich auswärtige Gesandtschaften oder Vertreter der unterworfenen Bevölkerung empfing.

Um diesen Audienzsaal herum lagen die Arbeitsräume der Verwaltungsbeamten, Archive und großzügige Speisesäle (**Abb. 6**). Die privaten Wohn- und Schlafzimmer befanden sich wohl – wie bei vergleichbaren Anlagen üblich – im Obergeschoss. Von dessen Existenz zeugen heute nur noch ein großzügiges Treppenhaus, die mächtigen Mauern sowie die gewaltigen Schuttmassen, die wir antrafen.

Vasallen und Bittsteller mussten zunächst eine auf dem Ideal Tepe gelegene monumentale Toranlage, ein so genanntes Propylon, durchschreiten (**Abb. 7**). 200 Meter vom Palast entfernt bildete sie den Zugang zu einer ummauerten Fläche von fast 20 Hektar. Dort wuchsen, wie palynologische Untersuchungen zeigten, vor 2500 Jahren Wein und Pfirsiche – persische Äpfel, wie die Römer sie nannten –, zwei bis dahin in dieser Region unbekannte Kulturpflanzen, die wohl erst die persischen Eroberer mitbrachten. Den Palast umgab also eine Gartenanlage. Die Perser waren im Altertum für ihre Gärten, *paradeisoi* genannt, berühmt. Unser Wort Paradies für den biblischen Garten Eden leitet sich davon ab.

Jeder Satrap sollte nach dem Willen des Kyros einen *paradeisos* in seiner Residenz anlegen, schreibt im frühen 4. Jahrhundert v. Chr. der Athener Feldherr und Schriftsteller Xenophon. Xenophon überliefert in seiner *Erziehung des Kyros* [*Kyrou paideia* 8, 6, 10–14] die Anweisung des persischen Großkönigs an die Satrapen, seinem Vorbild in jeglicher Art und Weise nachzueifern. Und tatsächlich zeigt der archäologische Befund, dass die Statthalter des Perserkönigs das höfische Zeremoniell vielfach übernahmen, etwa wenn sie loyale Verbündete und Höflinge mit kostbaren Gefäßen und Armreifen aus Edelmetall beschenkten. Doch weil bisher kein einziger Palast eines Satrapen ausgegraben war, hatten viele Zweifel, ob sich die *imitatio regis* auch auf die architektonische Ausgestaltung der Residenzen erstreckte. Skepsis hinsichtlich der Historizität von Xenophons Aussage schien berechtigt, da es sich bei der *Erziehung des Kyros* um eine stark idealisierende, manchmal auch fiktive Schrift handelt.

Eine derart komplexe und hoch entwickelte Architektur wie in Karacamirli hatte es im Kaukasus vor den Persern nie gegeben. Im Zentrum des Achaimenidenreichs, im heutigen Iran, finden wir jedoch ganz ähnliche Bauformen, die auch die zeitliche Einordnung unserer Residenz ermöglichen. Während der Grundrissplan des Hadisch, des Wohnpalastes des Xerxes (reg. 486–465 v. Chr.) in Persepolis, offensichtlich als Blaupause für den Palast von Karacamirli gedient hat – selbst die

Abmessungen sind nahezu identisch –, folgt die Toranlage an unserem Fundort in Aserbaidschan (**Abb. 8**) dem Vorbild des so genannten Tripylons, das derselbe Herrscher auf der Palastterrasse von Persepolis errichten ließ (**Abb. 9**).

Auch die Keramik, die wir fanden, und die charakteristische Bauplastik belegen, dass die Residenz in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. an einem bis dahin unbesiedelten Platz errichtet worden ist. Untersuchungen im näheren Umfeld zeigen, dass die Eroberer gleichzeitig die einheimische Bevölkerung aus den umliegenden Dörfern in die unmittelbare Nachbarschaft des Palastes umsiedelten (**Abb. 10**). Sie brauchten sie dort für den Bau und Unterhalt der Anlage. Als das Achaimenidenreich 330 v. Chr. unterging, kehrten die Herren von Karacamirli offensichtlich mit all ihrem Hab und Gut in die persische Heimat zurück, denn sie verließen den Palast „besenrein“, und nichts deutet hier auf ein gewaltsames Ende hin.

Karacamirli ist im Kaukasus kein Einzelfall. Vergleichbare, wenn auch etwas bescheidenere und schlechter erhaltene Anlagen der Perserzeit wurden in den letzten Jahren auch an anderen Fundplätzen in Aserbaidschan, Armenien und Georgien entdeckt (**Abb. 2**).

Vor welchem historischen Hintergrund wurden Paläste wie der von Karacamirli errichtet? Spätestens 513/512 v. Chr. müssen die Perser bei dem unglücklich verlaufenen Skythenfeldzug von Dareios I. durch den Südkaukasus marschiert sein. Nach dem Bericht Herodots [4, 124] versuchten sie zunächst durch Befestigungsanlagen am Oaros, dem heutigen Sal, auch das Gebiet nördlich der Kaukasushauptkette zu kontrollieren. Zu Lebzeiten des griechischen Historikers, also im mittleren 5. Jahrhundert v. Chr., bildete dann der Große Kaukasus die Nordgrenze des Perserreiches. Ohne Nennung des Ortsnamens schreibt einige Jahrzehnte später der bereits erwähnte Xenophon in seiner *Anabasis* [4, 4, 2], dass der Satrap Orontes in einem Dorf in Armenien ein so genanntes *basileion* besaß. Bei dem *basileion* des Orontes wie bei dem Palast von Karacamirli könnte es sich jeweils um eine Statthalterresidenz gehandelt haben, in der sich auch der Satrap von Zeit zu Zeit aufhielt.

Imposante Residenzen wie die von Karacamirli bezeugen die Vitalität des Perserreiches auch in den Jahrzehnten nach den fehlgeschlagenen Versuchen, Griechenland zu unterwerfen. Der Großkönig war offenkundig gewillt, unter erheblichem materiellem Einsatz die Herrschaft in dieser Randregion zu festigen.

Während die Perser in bereits hoch entwickelten Reichsteilen bestehende Anlagen übernahmen – etwa den Palast Nebukadnezars in Babylon oder den Kroisospalast in Sardis –, sahen sie sich im Kaukasus, wo sie keine repräsentative einheimische Bautradition vorfanden, gezwungen, Paläste nach persischem Vorbild zu errichten.

Entgegen dem verbreiteten Vorurteil waren die Perser bis zum Ende ihrer Herrschaft militärisch und politisch schlagkräftig. 456 v. Chr. versetzten sie der athenischen Hybris einen empfindlichen Dämpfer, als der persische Feldherr Megabyzos im Nildelta ein athenisch-ägyptisches Heer entscheidend besiegte. Auch die Rückgewinnung der ostgriechischen Städte in Kleinasien haben die Perser geschickt betrieben und spätestens mit dem Königsfrieden 387 v. Chr. faktisch erreicht. Noch sieben Jahre vor Beginn des Alexanderzuges hat Artaxerxes III. das zwischenzeitlich verlorene Ägypten wieder zurückerobert.

Anders als die Makedonen und Griechen im Gefolge Alexanders haben die Perser in den eroberten Gebieten meist nur geringe archäologische Spuren hinterlassen; das hängt mit ihrer pragmatischen Regierung zusammen. Sie griffen möglichst wenig in die bestehenden Verhältnisse in den unterworfenen Ländern ein, weswegen ihre Herrschaft nur selten als drückend empfunden wurde. Unterworfenen Fürsten konnten bisweilen eigenmächtig handeln, solange sie Tribute entrichteten und im Kriegsfall Truppen stellten.

Für die meisten Griechen, selbst für Athener, war das Perserreich außerdem keineswegs das „Reich des Bösen“. So wandte sich Themistokles, der Sieger von Salamis, als er 471 v. Chr. durch das „Scherbengericht“ aus seiner Heimatstadt Athen verbannt worden war, nach Persien. König Xerxes zeigte Größe und setzte seinen früheren Gegner als Satrap von Lampsakos, Myus und Magnesia am Mäander ein. Auch für den attischen Redner Demosthenes waren die Makedonen ein schlimmerer Feind als die Perser.

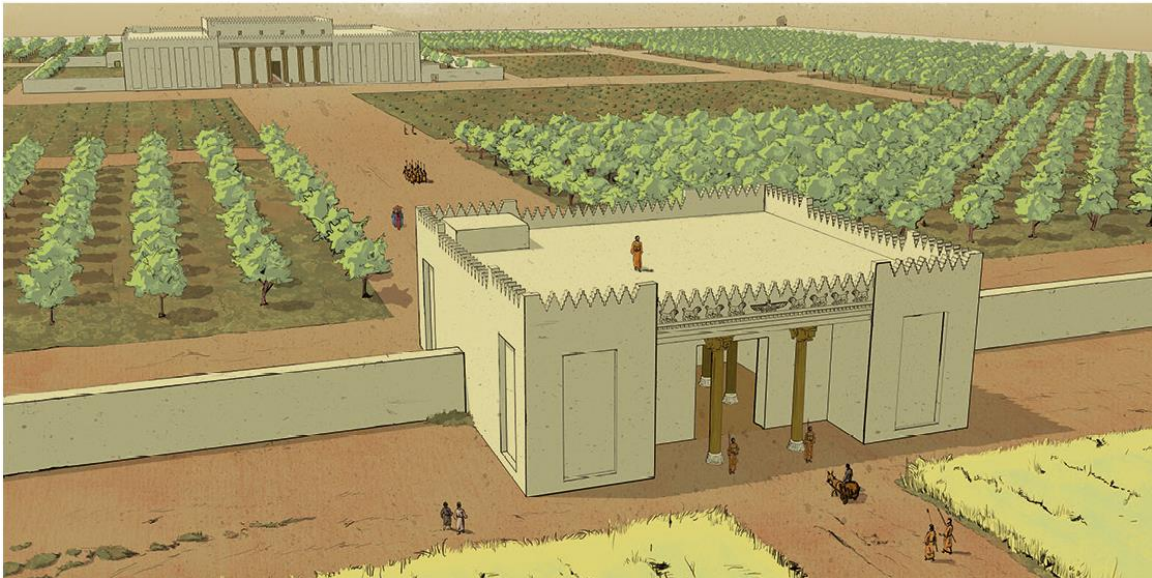
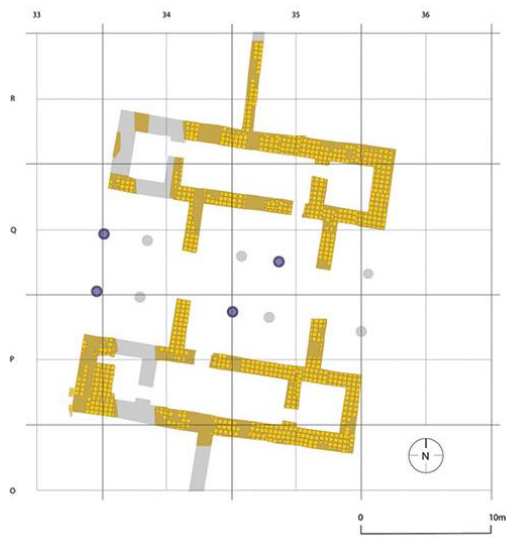
Die Weitläufigkeit der Residenz bei Karacamirli erinnert an Pasargadai, die Grundrisse einzelner Bauten folgen Prototypen aus Persepolis. Unsere Ausgrabung verschafft erstmalig eine anschauliche Vorstellung von der architektonischen Ausgestaltung der Perserherrschaft außerhalb des iranischen Kerngebietes. Solche gewaltigen Paläste entstanden gewiss nicht ohne Wissen und Billigung des Großkönigs. Es handelte sich also um einen bewussten, von der Zentrale aus gesteuerten Prozess der *imitatio regis*.

Die Ausgrabungen sind abgeschlossen. Surveys des Instituts für Vorderasiatische Archäologie der LMU und geophysikalische Untersuchungen des Bayerischen Amtes für Bodendenkmalpflege versuchen in Zusammenarbeit mit den aserbaidischen Kollegen, das Umfeld der Residenz von Karacamirli noch klarer zu zeichnen. Was mit diesem einzigartigen Baudenkmal in Zukunft passiert, steht allerdings in den Sternen. Aserbaidisch, heute vor allem als Öl- und Gasproduzent in westlichen Medien präsent, könnte bei Karacamirli das größte antike Gebäude der gesamten Kaukasusregion den historisch und kulturell Interessierten zugänglich machen. Doch weil für notwendige Schutzmaßnahmen die Mittel fehlen, haben wir die ausgegrabenen Ruinen vorläufig wieder zugeschüttet, um sie zu bewahren.

Dr. Florian S. Knauß ist seit 2011 Direktor der Staatlichen Antikensammlungen und Glyptothek München.







Postskriptum

Depesche aus der Villa Concordia

Freund statt Fremd

Liebe Leserinnen und Leser,

Freund statt fremd e.V. heißt ein in Bamberg stetig wachsender Verein, für dessen Gründung der Anstoß von meiner ehemaligen Kommilitonin gebracht wurde: Filiz Penzkofer. Mittlerweile lebt und arbeitet Filiz in Berlin als Autorin. Zu Weihnachten habe ich ihr herrliches Kochbuch „Cook Mal Türkisch“ mehrfach verschenkt. Durch Filiz ist mir das Türkische nicht mehr so (gaumen-)fremd.

Ich glaube, es ist wichtig, sich hin und wieder einer Fremdheitserfahrung auszusetzen. Während meiner Aufenthalte in China, Russland und den USA habe ich das intensiv erprobt. Man kehrt demütiger heim, sieht ein bisschen mehr, wenn man sich darauf eingelassen hat, wirklich „fremd“ zu sein, das Schweigen und die Fragezeichen auszuhalten, und nicht gleich beim ersten deutschen Bräuhaus eingekehrt ist, in der Hoffnung, dort möge man „Deutsch“ sprechen. Das Fremde ist oft das Andere. Das sind vielbesprochene philosophische Gemengsel, weite Felder. Im Künstlerhaus kommen mit jedem April neue Fremde an und ziehen in unsere Gebäude ein, um – ja, um im besten Falle – Freunde zu finden, Freunde zu werden. Der Jahrgang 2016/17 besteht aus 6 deutschen Gästen und 6 Gästen aus Italien. Zu dem Zeitpunkt, da ich dies tippe, sind noch nicht alle Gäste vom Kuratorium und dem Minister 100% bestätigt, so dass ich mich noch etwas bedeckt halte und Sie auf unsere Webpage verweise, wo mit den Wochen und ganz gewiss zum 11.5., wenn wir alle Stipendiaten in großer Runde vorstellen, die Portraitfotos von Tobias Bohm aufscheinen werden. Diese Bilder – zur Ankunft unserer Stipendiaten erstellt – haben eine seltsame Kraft. Irgendwie scheinen die Portraitierten im Laufe ihres Aufenthaltes bei uns in ihre Aussage hineinzuwachsen. So sind die Bilder wirklich Projektionen und die Stipendiaten wirklich Vertreter ihrer Länder und ihrer Auffassung von Kunst, ihres eigenen künstlerischen Ausdrucks, den wir über die 11 Monate kennen lernen dürfen. Geplant ist schon viel: So eröffnen wir zeitgleich mit der Vorstellungsrunde eine Ausstellung der norwegischen Alumna Petrine Vinje in Garten und Haus und laden bis zum 22. Juni zum Wandeln ein. Schon im April kommt Iris ter Schiphorst wieder und viel Musik erklingt bei uns am 23.4 und zuvor mit dem Asasello Quartett

am 18. sowie 19.4. Die Abende, die die neuen Stipendiaten für uns gestalten, liegen noch im Planungsgrau, werden aber rechtzeitig angekündigt werden. Wie der Jahrgang der Norweger Fremdheit und Ankommen in Bamberg empfunden hat, das lesen und betrachten Sie am besten in unserem frisch-gedruckten Concordi.A.-Magazin. Melden Sie sich, wenn wir Ihnen eines senden dürfen: presse@villa-concordia.de

Sie werden es gelesen haben. In Bamberg sollen bald 4500 Flüchtlinge untergebracht werden, die auf Ausreise in die Balkanstaaten warten sollen. Ich spüre, wie sich Stadt und Landkreis, Bürgerinnen und Bürger, Freund statt fremd e.V. und viele andere Einrichtungen intensiv bemühen, Willkommenskultur zu pflegen, mit Anstand und Würde die Müden, Verwirrten und auch durch unser System Ermatteten zu umsorgen. Es gibt dieses und es gibt Bilder von Ortschaften, in denen Busse mit Flüchtlingskindern angegriffen werden. Diese Bilder machen ihren Weg rund um den Globus! Leider. Achten wir darauf, dass Deutschland sich nicht selbst fremd wird, so erhalten wir uns und unseren Besuchern aus der ganzen Welt die Chance, uns kennen zu lernen als Europäer des 21. Jahrhunderts, weltoffen und gewandt. Essen Sie doch wieder mal Italienisch, Indisch, Afghanisch und lesen Sie nach, woher das Gericht stammt. Aus welcher Region, aus welcher kulinarischen Tradition. Die Kochkunst kann uns gute integrative Dienste tun.

In diesem Sinne! Ihre Nora –Eugenie Gomringer



IMPRESSUM

© Copyright:

Bayerisches Staatsministerium für
Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst
Salvatorstraße 2 | 80333 München

ISSN 1432 6299

Redaktion:

Toni Schmid (verantw.)

Dr. Elisabeth Donoughue

Silvia Schwaldt (Adressenverwaltung)

redaktion.avisostmbw.bayern.de

Telefon: 089 . 21 86 22 42

Fax: 089 . 21 86 28 13

avisostmbw erscheint viermal jährlich.

Titelbild:

Foto. Refugees in Bavaria, co Jonathan Stutz

Gestaltung:

Gisela und Walter Hämmerle

Atelier für Gestaltung | 84424 Isen

www.atelierhaemmerle.de

Gesamtherstellung:

Bonifatius GmbH | Druck Buch-Verlag

Karl Schurz Str. 26 | 33100 Paderborn

www.bonifatius.de

Peter Engel. Wie ich es sehe

PETER ENGEL
WIE ICH ES SEHE

